

**Hausarbeit zur Erlangung des akademischen Grades Magister Artium der  
Ludwig-Maximilians-Universität München**

**Thema:**

**Quo vadis EthnologiestudentInnen?**

**Eine qualitative Untersuchung über Studienerfahrungen und  
Beschäftigungssituationen Münchner Ethnologie-AbsolventInnen der  
Abschluß-Jahrgänge 1990-2001**

**vorgelegt von :**

**Petra Byll**

**Otto-Mair-Ring 14**

**83607 Holzkirchen**

**Tel.: 08024 - 473329**

**Referent: Prof. Dr. Kurt Beck**

**Koreferent: Prof. Dr. Matthias Laubscher**

**Juni 2003**

## Inhaltsverzeichnis

	Seite
1. Einleitung	4
2. Aufbau der Studie, methodisches Vorgehen und Erfahrungen	5
3. Ergebnisse	12
3.1 Allgemeine Merkmale	14
3.1.1 Ausbildung bzw. Berufstätigkeit vor dem Studium	14
3.1.2 Alter bei Abschluß des Studiums	15
3.1.3 Studiendauer	16
3.1.4 Abschlußnote	17
3.2 Warum Ethnologie und warum in München?	18
3.2.1 Wie haben die Absolventen von der Existenz des Faches erfahren und welche Wege haben dort hin geführt?	19
3.2.2 Der ‚innere Drang‘ zum Ethnologie-Studium	20
3.2.3 Vorstellungen vom Studienfach und dessen späterer Verwendung vor Studienbeginn	21
3.3 Studienverlauf	22
3.3.1 Regionale und thematische Schwerpunkte	22
3.3.2 Kriterien für die Auswahl von Veranstaltungen	23
3.3.3 Nebenfachwahl	24
3.3.4 Auslandsaufenthalte	25
3.3.5 Studienfinanzierung und Praktika	26
3.4 Zwischen Studium und Beruf	29
3.4.1 Über das Masterthema und die Verbindung zwischen Tätigkeiten während des Studiums und Beschäftigung	30
3.4.2 Orientierungs- und Bewerbungsphase	31
3.5 Zur Beschäftigungssituation der Absolventen	32
3.5.1 Beschäftigungszahlen und Tätigkeitsfelder	33
3.5.2 Inhalte der und Wege zu Tätigkeitsfeldern	39
3.5.3 Zufriedenheit mit der jetzigen Beschäftigung und Zukunftspläne	46
3.5.4 Einkommen	47

3.6 Bewertung des Studiums	51
3.6.1 Positive Aspekte des Studiums	53
3.6.2 Eigenengagement und das Strukturproblem	55
3.6.2.1 Die fehlende Basis und der Mangel an Feedback	57
3.6.2.2 Zur Effizienz des Studiums	62
3.6.3 Auslandsaufenthalte und Feldforschungspraxis	66
3.6.4 Der Mangel an Praxisbezug und Perspektiven für die Zeit nach dem Studium	67
3.6.4.1 Interdisziplinarität und Mentoring	71
3.6.4.2 Praktika	72
3.7 Exkurs: Ideologie und die Relevanz der Ethnologie	74
3.8 Durch das Studium erworbene Kompetenzen und die Frage nach der erneuten Wahl von Ethnologie als Studienfach	79
4. Fazit	86
5. Literatur	89
6. Anhang	91

## 1. Einleitung

„Wenn schon arbeitslos, dann wenigstens in nem Fach, das mir Spaß macht.“<sup>1</sup>

Ist das wirklich der Weg der Ethnologen? Ethnologie als ‚Spaßstudium‘, das zwangsläufig in die Arbeitslosigkeit führt? Daß das Klischee vom Taxifahrenden Geisteswissenschaftler, respektive Ethnologen längst überholt ist, haben bereits Verbleibstudien anderer deutscher Ethnologie-Institute belegen können; auch, daß die Arbeitslosenquote der Absolventen aus Hamburg, Köln, Berlin und Mainz nur wenig höher oder sogar niedriger war, als die Erwerbslosenquote allgemein.

Allerdings ist auch klar, daß die Laufbahnen von Geisteswissenschaftlern weniger determiniert sind, als beispielsweise die von Juristen oder Ingenieuren. Als Generallisten stehen Absolventen geisteswissenschaftlicher Studiengänge, also auch Ethnologen, zwar eine Vielfalt von Möglichkeiten offen, man hat sozusagen die Qual der Wahl. Da sie aber kein Monopol auf einen bestimmten Tätigkeitsbereich haben, wie z.B. Mediziner (bei den Ethnologen vielleicht noch das Museum), stehen sie auch immer in Konkurrenz zu den jeweiligen Spezialisten.

In den letzten Jahren ist die Bereitschaft Geisteswissenschaftler einzustellen, wesentlich gestiegen. In vielen Bereichen, beispielsweise in der Unternehmensberatung, sind sie gern gesehen, weil sie eben gerade keine Spezialisten, sondern vielfältig einsetzbar sind und besondere Fähigkeiten mitbringen. Voraussetzung sind ‚in der freien Wirtschaft‘ allerdings oft Zusatzqualifikationen bzw. die Bereitschaft, sich diese anzueignen, z.B. betriebswirtschaftliche Kenntnisse.

In der vorliegenden Arbeit möchte ich den Versuch unternehmen zu klären, wie sich in diesem Spannungsfeld von Möglichkeiten und Konkurrenz die Beschäftigungsrealitäten der Münchner Ethnologie-AbsolventInnen darstellen, d.h. in welchen Tätigkeitsfeldern sie zu welchen Konditionen beschäftigt sind und welche Wege in diese Beschäftigungsrealitäten geführt haben. Dies betrifft folgende Fragen:

---

<sup>1</sup> Aus Fallzusammenfassung Nr. 44.

- Wie hat sich das Ethnologiestudium in München für die ehemaligen Studenten gestaltet und wie wird es rückblickend bewertet?
- (Wie) Hängen Studiengestaltung und späterer Verbleib zusammen?
- Welche Kompetenzen vermittelt das Studium und wo besteht hinsichtlich der späteren Tätigkeiten Handlungsbedarf seitens des Instituts bzw. der Studenten?

Die Ergebnisse könnten sowohl Dozenten als auch Studenten Anregungen zur Gestaltung des Studiums geben.

Auf das genaue Design der Studie, mein methodisches Vorgehen und die Erfahrungen damit werde ich im folgenden Teil eingehen. Kapitel 3 beschäftigt sich mit den Ergebnissen der Untersuchung und im anschließenden Fazit wird der Frage nachgegangen, was getan werden müßte, um künftigen Ethnologie-Absolventen den Einstieg ins Arbeitsleben zu erleichtern.

## **2. Aufbau der Studie, methodisches Vorgehen und Erfahrungen**

Die Arbeit basiert auf der Befragung von 48 Absolventen des Münchner Instituts für Völkerkunde und Afrikanistik aus den Abschlußjahren 1990 bis 2001. Der weite Zeitrahmen wurde gewählt, weil die ‚älteren‘ Jahrgänge vor allem bzgl. des Werdegangs interessant sind und die ‚jüngeren‘ Jahrgänge, weil ihnen das Studium vermutlich noch besser im Gedächtnis ist und sie aktuellere Entwicklungen am Institut (vgl. Punkt 3.) noch mit einbeziehen können. Insgesamt haben in diesem Zeitraum ca. 328 Personen<sup>2</sup> das Ethnologiestudium in München abgeschlossen.

Da die Daten mittels problemzentrierter, offener Leitfadeninterviews<sup>3</sup> erhoben wurden, war eine Vollerhebung im Rahmen einer Magisterarbeit nicht möglich. Diese Art der Datenerhebung wurde gewählt, um den Absolventen die Möglichkeit zu geben, in ihren eigenen Kategorien, Denkgemeinschaften und Relevanzstrukturen zu erzählen,

---

<sup>2</sup> Erst seit 1995 werden die Absolventen einheitlich elektronisch erfaßt, für den Zeitraum davor sind die Daten nicht 100%ig verläßlich.

<sup>3</sup> Nach Witzel 1985. Generelle ‚Anregungen‘ zur Methodik aus Flick 1995.

ohne sie an Antwortvorgaben bzw. –anregungen zu binden. Außerdem bin ich davon ausgegangen, daß es so besser möglich sei, Entwicklungen in den individuellen Laufbahnen und mögliche Zusammenhänge zwischen einzelnen Themen bzw. Faktoren zu erfassen. Dabei gibt die Problemzentrierung einen konkreten Rahmen für das Gespräch vor (nämlich alles rund um das Studium und die spätere Beschäftigung); der Leitfaden gewährleistet, daß Fragen wie die nach dem Schwerpunkt im Studium oder dem späteren Einkommen vom Interviewer berücksichtigt werden und so eine gewisse Kontinuität und Vergleichbarkeit der Daten geschaffen wird.

Trotz der Verwendung eines Leitfadens und der Konzentration auf 2 mehr oder weniger abgrenzbare Phasen des Lebens, nämlich Studium und Beschäftigungsverlauf, kommt die Anwendung der Methode einem narrativen Interview nahe, es wird ein Stück Lebensgeschichte, also biographisch, erzählt. Dies spielt u.a. insofern eine Rolle, als daß Lebensgeschichte, wie Baur bemerkt,

„... immer eine Rekonstruktion der Vergangenheit aus dem Heute [ist], kein Abbild aus der Vergangenheit. Wir versuchen unser Selbstbild zu strukturieren, indem wir unsere Vergangenheit strukturieren. Die Vergangenheit ist damit geschmeidig, biegsam und dauernd im Fluß für unser Bewußtsein: Sie kann ständig umgedeutet werden. Bedeutsame Wende- und Bruchpunkte der Lebensführung können zu einer grundlegenden Neudefinition der eigenen Zukunft und zugleich der Vergangenheit führen.“<sup>4</sup>

Solch ein Wende- bzw. Bruchpunkt könnte im Kontext der Studie sein, daß ein Absolvent erkennen muß, daß er mit dem, was er während des Studiums gelernt hat, auf dem Arbeitsmarkt keine Chance hat und sich um- und neu orientieren muß. Dies beeinflusst sicherlich seine Sicht des Studiums. Es geht also um die Perspektive, aus der beispielsweise die Studienzeit betrachtet wird (vgl. Punkt 3.6).

„Die Frage is schwer zu beantworten, weil da natürlich eine Perspektive dazu gehört, von der aus man bewertet und meine momentane Perspektive, da wo ich arbeite, befinde ich mich im internationalen Markt und um da zu bestehen hat in dem Studium alles gefehlt, mit den Anforderungen, mit denen ich jetzt konfrontiert bin, sowohl persönlich in meinen Projekten als auch bei Arbeitgebern im internationalen Kontext, da is einem nichts mitgegeben worden oder hab ich mir auch selbst nicht mitgegeben.“<sup>5</sup>

Aus diesem Grund werde ich vor der Bewertung des Studiums erst auf die Beschäftigungssituation der ehemaligen Studenten eingehen.

---

<sup>4</sup> Baur 2003: 7.

Nichtsdestotrotz gibt es ‚daneben‘ (analytisch gesehen) einen konkreten Lebenslauf, der „... durchaus keine beliebige Lebensgeschichte ...“<sup>6</sup> produziert. Diesem ordne ich ‚Fakten‘ zu, z.B. welche Nebenfächer gewählt wurden, Auslandsaufenthalte oder die Höhe des Einkommens.<sup>7</sup> Solche Daten könnten auch durch einen Fragebogen (teilweise zuverlässiger, vgl. unten) erhoben werden – da es in dieser Arbeit aber auch darum geht, wie es zu diesen ‚Fakten‘ gekommen ist und wie die ‚Gesamt-Geschichte‘ empfunden wurde, scheint mir die hier gewählte Methode den Fragestellungen angemessen. Dementsprechend dominieren in der Studie die ‚lebensgeschichtlichen‘ Ausführungen und Ergebnisse. Angesichts des zeitlichen Rahmens einer Masterarbeit wurde das Thema allerdings eher in der ‚Breite‘ als in die ‚Tiefe‘ gehend behandelt; generell wäre z.B. auch denkbar gewesen, in einem ersten Schritt einen standardisierten ‚Sondierungs‘-Fragebogen an alle Absolventen zu senden, um auf Grund der so gewonnen Erkenntnisse in einem zweiten Schritt gezielter Sample und evtl. interessante Themen zusammenstellen und tiefer in die Materie ‚einsteigen‘ zu können.

Die genaue Auswahl der Interviewpartner erfolgte per Stichprobe (statistisches Sampling), d.h. es wurde von der nach Jahrgängen und innerhalb dieser alphabetisch geordneten Liste aller Absolventen jede 5. Person ausgewählt<sup>8</sup>, insgesamt 4 aus jedem Jahrgang; dies, damit jeder Jahrgang gleich stark in der Studie repräsentiert und die Neutralität bei der Auswahl der Personen gewährleistet ist. Diese Liste bestand aus Daten der Universitätsverwaltung, die mir nach entsprechenden datenschutzrechtlichen Erklärungen meinerseits (vgl. Anhang Nr. 2) freundlicherweise zur Verfügung gestellt wurden.

Der Leitfaden ist im Anhang 1 wiedergegeben. Sein Inhalt war zu Anfang der methodischen Überlegungen eine Sammlung aller Fragen, die andere Verbleibstudien gestellt hatten und meiner eigenen Ideen. Nach und nach wurde er dann der Methode und dem Zweck der Studie entsprechend modifiziert und in 4 Probeinterviews getestet.

Die Interviews fanden von Dezember 2002 bis April 2003 statt, die erste Kontaktaufnahme zu den Absolventen erfolgte per Telefon, um mich und mein Anliegen vorzustellen und die

---

<sup>5</sup> Aus Fallzusammenfassung Nr. 47.

<sup>6</sup> Alheit & Dausien 1985: 57.

<sup>7</sup> Also die „Lebenskonstitution“ im Gegensatz zur vorher angesprochenen „Lebenskonstruktion“ (nach Alheit & Dausien 1985: 70). Hierzu gehören auch, wie in Punkt 1. angedeutet, Veränderungen des Arbeitsmarktes, die hier aber nicht thematisiert werden können.

<sup>8</sup> Konnte zu dieser Person kein Kontakt hergestellt werden, wurde die nächste Person gewählt und von dieser aus weiter gezählt usw.

Bereitschaft zu einem Interview zu erfragen. Dabei waren die Reaktionen durchweg positiv, nur eine Person ‚verweigerte‘. Anfangs war ich irrtümlicherweise davon ausgegangen, daß wohl viele ehemalige Studenten ihren Wohnsitz nicht mehr im Raum München haben würden und somit die Interviews per Telefon geführt werden müssen. Dies war aber nur bei 9 Personen notwendig, mit den verbleibenden 39 konnten Termine in Cafés (19 mal), zu Hause bei den Absolventen (10 mal), an der Universität (6 mal) oder am Arbeitsplatz (3 mal) vereinbart werden.

Direkt im Anschluß an die meist ein- bis eineinhalbstündigen Interviews habe ich kurze Postskripte erstellt, um den Verlauf des Gesprächs, die Atmosphäre, Umstände und Besonderheiten festzuhalten. Die Interviews wurden auf Band aufgezeichnet und anschließend ganz transkribiert (sowohl inhaltlich als auch wörtlich; in 12 Fällen) oder in Fallzusammenfassungen wiedergegeben. Bei den Fallzusammenfassungen wurde darauf geachtet, so nahe wie möglich an der Sprache der Gesprächspartner zu bleiben und besonders relevante bzw. markante Passagen wörtlich zu übertragen; der Text wurde dann nach den Themen des Leitfadens bzw. anderen, im Interview angesprochenen geordnet, möglichst ohne dabei Sinnzusammenhänge zu verlieren. Im nächsten Schritt wurde der Text nochmals durchgegangen, um für die einzelnen Themen relevante Stichwörter hervorzuheben. Um dann Gemeinsamkeiten bzw. Unterschiede in den Aussagen verschiedener Interviewpartner zu den gleichen Themen feststellen zu können, wurden die entsprechenden Textpassagen zusammengeführt und damit fallübergreifende Kategorien und Deutungsmuster herauskristallisiert. Bei Relevanz einer Aussage für mehrere Themen wurde diese auch mehrfach verwendet.<sup>9</sup> Allerdings habe ich den Eindruck, daß diese Methode (zumindest in der hier angewandten Intensität) noch relativ stark an der Oberfläche, dem mehr oder weniger ‚offensichtlichen‘ bleibt. Sequentielle Analysen wie die Konversationsanalyse oder Objektive Hermeneutik hätten hier evtl. ‚tiefergehende‘ Resultate erbringen können. Ebenso wurde kein Vergleich der Angaben der Befragten mit dem zu ihrer Zeit tatsächlich existierenden Veranstaltungsangebot vorgenommen.

Die Daten für die ‚allgemeinen Merkmale‘ wurden durch ein Papier erfragt, das auch die Erlaubnis zur Tonbandaufnahme, die die Interviewten unterzeichnen sollten, enthielt (vgl. Anhang 3). Für andere statistische Daten wie z.B. das Einkommen oder die Anzahl der Bewerbungen nach Abschluß des Studiums war die Methode des problemzentrierten

---

<sup>9</sup> Diese Vorgehensweise ist angelehnt an die qualitative Inhaltsanalyse nach Mayring 1999 und das Auswertungsverfahren für problemzentrierte Interviews nach Witzel 1996.



Interviews sicherlich nicht die geeignetste, da im Laufe eines angeregten Gesprächs teilweise ungenaue oder keine Angaben gemacht wurden und dies von mir (trotz Leitfaden) nicht immer registriert wurde. Auch was die Verlässlichkeit der statistischen Daten angeht, bleibt ein Restrisiko, da zwar alle Befragten ausreichend Zeit zum Nachdenken, jedoch bei Unsicherheit nicht die Möglichkeit hatten, in ihren Unterlagen nachzusehen (außer im Fall der ‚Hausbesuche‘). Ich hatte im Vorfeld der Untersuchung in Erwägung gezogen, die Interviewpartner um Mitnahme eines Lebenslaufes zu bitten, bin aber wieder davon abgekommen, weil ich befürchtete, daß die formale Struktur des Dokuments sich zu sehr auf die des Interviews übertragen könnte und damit andere Aspekte und Vorkommnisse außerhalb des ‚offziellen‘ Rahmens unberücksichtigt bleiben würden. Allerdings liegt, wie zuvor erläutert, das Hauptaugenmerk der Untersuchung auch nicht auf den statistischen Daten.

Die Mehrzahl der Interviews lief sehr ‚flüssig‘ ab, d.h. die Interviewpartner erzählten sehr viele Dinge von selbst, so daß von meiner Seite oft nur noch Verständnis- bzw. Vertiefungsfragen notwendig waren. Interessant war, daß sich die meisten Interviewpartner durch Zwischenfragen meinerseits nicht irritieren ließen. D.h. zum einen wurde nach Beantwortung meiner Frage entweder an gleicher Stelle mit der Erzählung fortgefahren oder zwar vorerst andere Gedanken aufgegriffen, aber später wieder auf das ursprüngliche Thema zurückgekommen. Dabei führten auch teilweise längere, für die Studie nicht unmittelbar wichtige Erzählungen zu für die Untersuchung sehr interessanten Punkten. Zum anderen wurden als von den Absolventen ‚unpassend‘ empfundene Fragen umgestaltet (vgl. Punkt 3.8) oder zur späteren Abhandlung zurückgestellt („... also ich würd jetzt lieber erst mal was zu den negativen Punkten sagen wollen ...“).<sup>10</sup> Der Leitfaden spielte in den

meisten<sup>11</sup> Interviews also nur insofern eine Rolle, als daß zum Schluß noch ein mal kurz überprüft werden konnte, ob wichtige Punkte noch fehlten. Das Datenblatt inklusive der datenschutzrechtlichen Angelegenheiten wurde vor dem Interview besprochen; dies war nicht geplant, hat sich aber bei den ersten Treffen so ergeben und wurde dann beibehalten,

---

<sup>10</sup> Vgl. Witzel (1996: 57): „[Der Gesprächsleitfaden] breitet die für die Forschungsfrage bedeutsamen Themenfelder kaleidoskopartig und möglichst vollständig aus. ... die Umsetzung in Fragestrategien wird jedoch offen gehalten, sie geschieht ad hoc im Gesprächsverlauf. [Dieser] folgt nämlich – im Gegensatz zu standardisierten Verfahren – möglichst weitgehend dem vom Interviewpartner gesponnenen Faden, der Gedankenschleifen, thematische Zugriffe unter verschiedenen Blickwinkeln, Wiederholungen, spontane Einfälle und erneute Differenzierungen einzelner Themen aufgrund der Mobilisierung des Gedächtnisses erlaubt.“

<sup>11</sup> Bei den ersten Interviews und nach längerer Unterbrechung der Interviewphase wurde der Leitfaden während des Interviews öfter zu Rate gezogen.

da die Fragen, beispielsweise nach Studiendauer und Magisterthema, den Absolventen halfen, sich gedanklich in die damalige Zeit zurückzusetzen. Bei telefonischen Interviews wurden die Unterlagen dem Interviewpartner, je nach Terminlage, vor oder nach dem Gespräch mit der Bitte um Ergänzung und Rücksendung zugeschickt.

Das Tonband hatte in der Mehrzahl der Gespräche keine für mich erkennbaren Auswirkungen, außer insofern, daß es einen gewissen ‚formellen Rahmen‘ schuf und Anfang und Ende der Interviewsituation kennzeichnete. D.h. in einigen Fällen wurde nach Abschalten des Aufzeichnungsgerätes weiter über die Themen des Interviews gesprochen, mit interessanten Aussagen, aber ‚lockerer‘; sicher auch, weil ich nun mehr von meiner Seite aus erzählen konnte und damit neue Erzählimpulse gesetzt wurden. Nur eine Absolventin weigerte sich anfangs aufgezeichnet zu werden, nach einigen Minuten Interview stimmte sie dann aber doch zu. In wenigen Fällen wurde gewünscht, z.B. bei Gehaltsangaben oder weil sie sich momentan dadurch „blockiert“ fühlten, das Band abzuschalten.

Insgesamt wurde versucht, eher eine Gesprächs- als eine Interviewsituation zu schaffen, d.h. es wurden keine stundenlangen Monologe ‚verlangt‘, sondern es kamen auch von meiner Seite Äußerungen zu bestimmten Themen, allerdings erst nachdem diese von den Interviewpartnern angesprochen und ausgeführt wurden. Hier kommt sicher auch zum Tragen, daß ich als ‚Soon to be-Absolventin‘ keine Außenstehende bzw. Unbeteiligte in dem Sinn war. Es wurde jedoch stets versucht, den Interviewereinfluß so gering wie

möglich zu halten.<sup>12</sup> Meine persönliche Nähe zum Interviewthema war einerseits hilfreich, um die Äußerungen meines Gegenübers ‚verstehen‘ und einordnen zu können; Äußerungen wie „... Du weißt schon, was ich meine ...“ kamen explizit relativ selten vor. Andererseits bleibt die Ungewißheit, ob durch eine gewisse ‚Betriebsblindheit‘ manch interessante Aspekte nicht in den Leitfaden bzw. das Gespräch aufgenommen werden konnten. Die Gesprächspartner wurden jedoch wann immer möglich angeregt, Gedanken, Meinungen etc. zu explizieren, auch wenn wohl beide Interviewpartner davon ausgegangen sind, ‚zu wissen, daß es der andere weiß‘ bzw. was er meint.

Den meisten Absolventen hat das Gespräch „Spaß gemacht“, u.a. weil es eine Gelegenheit zur Reflexion über das Studium und des eigenen Verhältnisses zur Ethnologie gewesen sei.<sup>13</sup>

Zu den Telefoninterviews ist zu sagen, daß sie sich nicht wesentlich von den face to face-Interviews unterschieden haben; Befürchtungen, die Erzählungen würden weniger ausführlich oder ‚holpriger‘ ausfallen, bestätigten sich nicht. Die Gespräche dauerten im Durchschnitt ebenfalls ein- bis eineinhalb Stunden und liefen nach einer

---

<sup>12</sup> Einige der Interviewpartner habe ich explizit um Feedback gebeten; hier soll es deutlich machen, wie die Befragten die Situation empfunden haben: „... total gut gemacht, weil Du zwischendrin selber immer was gesagt hast und immer zugestimmt hast, daß Du eigentlich den Redefluß mehr geweckt hast, daß man’s dann halt noch mal sagt oder daß man noch mal tiefer geht ... wenn man dann immer son Feedback bekommt und der andere dann sagt ja, ja, find ich auch und ich hab des auch schon erlebt, dann erzählt man halt viel mehr, als wenn da einer einfach nur da sitzt und nichts sagt ... is halt son richtig schönes qualitatives Interview gewesen, ich frag mich halt nur, wie Du die ganzen Sachen auswerten willst, wenn Du n Fragebogen gemacht hättest, dann hätt ich jetzt hier nicht so unstrukturiert rumgeschwallt, weil vieles hat sich sicher auch wiederholt, des muß Du dir halt jetzt zusammenpuzzeln.“ Aus Textkopu Nr. 9.

„... also erstens Du verstehst es, ne durchaus angenehme Atmosphäre zu kreieren im Gespräch, zweitens sendest Du auch, also Du hast ja im Prinzip n narratives Interview durchgeführt, Deine Fragestellungen sind durchaus offen gehalten und an den Punkten wo dann, na gut Du hast dich zwischendrin auch mal persönlich explizit zu was geäußert, aber ich denke des is auch absolut o.k., weil man hat ja sowieso ohnehin, also ich hab natürlich jetzt immer so des Bedürfnis, denke ja Mensch wie gehts Dir, wie erlebstn Du des, und so würd ich mich jetzt natürlich lieber austauschen, aber des is dann einfach die Unnatürlichkeit der Situation, aber wenn dann mal was einfließt, is des, glaub ich, kein Fehler oder ein gesetzter Stimulus, also da verbreitest Du eine angenehme Atmosphäre und Du machst auch, Du sendest einfach ganz eindeutig Feedback-Signale, die einen auffordern, zu reden, zumindest geht es mir so, ich mein, ich hab da jetzt auch keine Scheu zu reden, aber Du sagst halt mmh, ja, mmh, also Du bist dabei, des kriegt man als Signal gesendet und Du stellst Deine Fragen auch auf jeden Fall offen genug find ich, also für die Form der Methodik einwandfrei.“ Aus Textkorpus Nr. 10.

<sup>13</sup> „War jetzt auch wirklich klasse, weil es wirklich lange her is, daß ich mich mit irgendwelchen ethnologischen Geschichten befaßt hab, also ich merk jetzt irgendwie grad, daß es mir doch irgendwie noch am Herzen liegt, es is bei weitem nicht so weit weg, wie ich irgendwann mal gedacht hab.“ Aus Fallzusammenfassung Nr. 15.

‚Gewöhnungsphase‘ von ungefähr 10 Minuten ‚flüssig‘ ab.<sup>14</sup> Allerdings erschwerte das Fehlen von Gestik und Mimik beispielsweise die Einschätzung von Gesprächspausen (z.B. ob es sich noch um eine ‚Überlegungsphase‘ handelt oder ob die Antwort bereits abgeschlossen ist) und schloß nonverbale Kommunikation wie Kopfnicken etc. aus. Das machte auch ein Unterbrechen allzu ‚ausschweifender‘ Erzählungen teilweise fast unmöglich, da auf verbale Hinweise allein oft nicht reagiert wurde.

### **3. Ergebnisse**

In diesem Kapitel werde ich darstellen, warum sich die Münchner Ethnologie-Absolventen für dieses Fach entschieden haben und wie sich ihr Studium und ‚das Leben danach‘ gestaltet (hat). Anschließend wird auf die rückblickende Bewertung des Studiums und die Fähigkeiten, die die Befragten in dieser Zeit erwerben konnten, eingegangen.

Wenn im Folgenden von ‚Studium‘ gesprochen wird, so wird damit immer auf das Ethnologie-Studium Bezug genommen. Liegen zu den einzelnen Punkten auch Angaben aus den Verbleibstudien der Ethnologieinstitute in Hamburg, Köln, Berlin oder Mainz vor, so werden diese zu Vergleichen herangezogen. Dabei muß jedoch berücksichtigt werden, daß ein Vergleich der Studien nur bedingt möglich ist, da für jede Untersuchung unterschiedliche Erhebungsmethoden (z.B. Versendung von Fragebögen oder standardisierte Telefoninterviews) verwendet wurden und die Untersuchungszeiträume und die Anzahl der befragten Absolventen jeweils unterschiedlich waren (Hamburg: 1990-1999, 64 Befragte<sup>15</sup>; Köln: 1988-1996, 91 Befragte<sup>16</sup>; Berlin: 1989-1998, 93 Befragte<sup>17</sup>; Mainz: 1992-1999, 87 Befragte<sup>18</sup>).

---

<sup>14</sup> Von einer dreiviertel Stunde bis zu zweieinhalb Stunden, unabhängig von der Distanz (die meisten Telefonate fanden innerhalb Bayerns statt, aber auch ins restliche Deutschland und bis nach Indien). Auch Frey (1990: 50) erwähnt Studien, in denen „... keine ungewöhnlichen Probleme (z.B. Abbrüche oder höhere Nicht-Antwortraten) bei längeren Telefoninterviews ...“ auftreten.

<sup>15</sup> Luge-Erhardt, von Itter, Sökefeld 2001: 2.

<sup>16</sup> Bollig & Brumann o.J.: 4.

<sup>17</sup> Grün & Trevisani 2002: 4

<sup>18</sup> Pein 2001: 6

Folgende Punkte sind vorab noch wissenswert. Die Zwischenprüfung wurde erst im Wintersemester 89/90 eingeführt, so daß sie nur 19 (39,6%) der Befragten ablegen mußten. Außerdem waren während der Studienzzeit der hier berücksichtigten Abschlußjahrgänge 2 Professuren über einige Jahre nicht besetzt und ,nur‘ durch Vertretungsprofessoren abgedeckt. Von der Neubesetzung der Stellen 1999 bzw. 2000, durch die auch ein Generationenwechsel bei den Professoren stattfand, konnte die Mehrheit der befragten Absolventen nicht mehr profitieren. Der Verlauf bei den Studentenzahlen insgesamt sieht für die Jahre 1990 bis 2001 folgendermaßen aus.

<b>Verlauf der Studentenzahlen 1990-2001</b>			
	<b>angefangen</b>	<b>Abgeschlossen</b>	<b>Studenten gesamt</b>
<b>1990</b>	280	29	904
<b>1991</b>	283	21	856
<b>1992</b>	327	20	847
<b>1993</b>	273	18	841
<b>1994</b>	279	27	821
<b>1995</b>	(nicht bekannt)	32	583
<b>1996</b>	60	24	475
<b>1997</b>	192	24	480
<b>1998</b>	180	27	493
<b>1999</b>	44	31	375
<b>2000</b>	65	42	291
<b>2001</b>	73	33	270
<b>Gesamt</b>	2.056	328	Ø 603

Daraus läßt sich ein kontinuierlicher Rückgang bei den Studentenzahlen gesamt feststellen, jedoch eine leichte Zunahme der Abschlüsse in den letzten Jahren. Der Einbruch bei den Anfängerzahlen 1996 wurde durch das Inkrafttreten einer Zulassungsbeschränkung verursacht, die viele Studierwillige abschreckte, ebenso 1999. 2001 wurde diese Zulassungsbeschränkung endgültig aufgehoben.

### **3.1 Allgemeine Merkmale der Befragten**

Hier soll kurz auf statistische Daten wie Tätigkeiten vor dem Studium, auf das Alter bei Abschluß des Studiums, die Studiendauer und die Abschlußnote eingegangen werden. Zuvor sei noch ein kurzer Blick auf die Geschlechterverteilung bei den Absolventen gerichtet: Ebenso wie in Hamburg<sup>19</sup>, Köln<sup>20</sup>, Berlin<sup>21</sup> und Mainz<sup>22</sup> studieren auch in München wesentlich mehr Frauen Ethnologie, als Männer; in Bezug auf die Verteilung in der Erhebungseinheit<sup>23</sup> und in der Stichprobe ergab sich nahezu das gleiche Verhältnis:

<b>Verhältnis von weiblichen und männlichen Absolventen in Erhebungseinheit und Stichprobe</b>				
	<b>Absolut (Erhebungseinh.)</b>	<b>Absolut (Stichprobe)</b>	<b>% (Erhebungseinh.)</b>	<b>% (Stichprobe)</b>
<b>Frauen</b>	232	34	71,00	70,8
<b>Männer</b>	95	14	29,00	29,2
<b>Gesamt</b>	327	48	100%	100%

### 3.1.1 Ausbildung bzw. Berufstätigkeit vor dem Studium

15 der Befragten haben vor Aufnahme des Studiums eine Berufsausbildung oder ein Studium in einem anderem Fach abgeschlossen, eine Person kurz nach Beginn des Studiums; dies sind zusammen 16 Personen (33,3%). Dazu im Vergleich die Quoten der anderen Institute: Hamburg 37,5%<sup>24</sup>, Köln 24,2%<sup>25</sup>, Berlin 33,3%<sup>26</sup>, Mainz 56%<sup>27</sup>.

Die Berufe erstrecken sich vom kaufmännischen Bereich (z.B. Industriekauffrau) über den technischen (z.B. Dipl.-Ing. Feinwerktechnik) und medizinischen Bereich (z.B.

<sup>19</sup> Luge-Erhard, von Itter, Sökefeld 2001: 6.

<sup>20</sup> Bollig & Brumann o.J: 5.

<sup>21</sup> Grün & Trevisani 2002: 7.

<sup>22</sup> Pein 2001: 8.

<sup>23</sup> Nach Saam 2003: 4.

<sup>24</sup> Luge-Ehrhardt, von Itter, Sökefeld 2001: 10.

<sup>25</sup> Bollig & Brumann 1997: 5; wieso die Quote in Köln um die 10% niedriger liegt, als an den anderen Instituten war aus der Studie nicht ersichtlich. Allerdings finde ich es problematisch generell eine vorherige Ausbildung mit einem „Sicherheitsbedürfnis“ zu begründen. Aus eigener Erfahrung und durch die geführten Gespräche möchte ich behaupten, daß es vielfältige Gründe gibt, nach dem Schulabschluß nicht sofort ein Studium zu beginnen, z.B. wenn der persönliche Weg eigentlich in einer kreativen/handwerklichen Tätigkeit gesehen und ein Studium gar nicht von Anfang an in Betracht gezogen wurde.

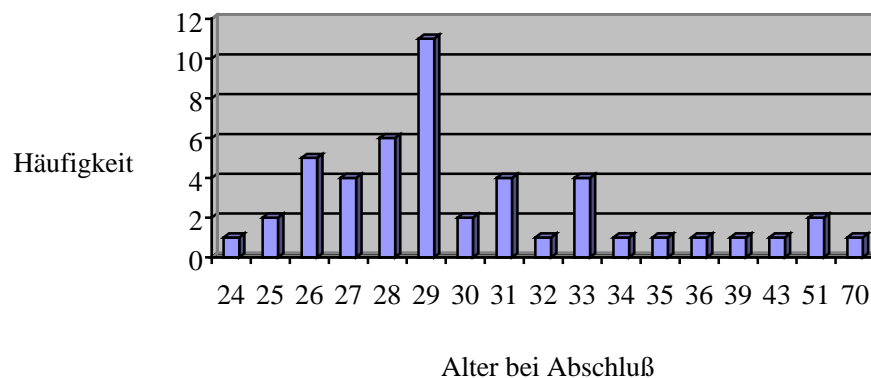
<sup>26</sup> Grün & Trevisani 2002: 15.

medizinisch-technische Radiologieassistentin) bis hin zu kreativ-künstlerischen Tätigkeiten (z.B. Keramikerin). Die Frage, ob und wie lange die erlernten Berufe vor dem Studium ausgeübt wurden, war nicht Bestandteil der Erhebung, ebenso nicht die vorherige Ableistung des Wehr- oder Zivildienstes. 6 der Befragten haben die Zulassung zu einem Hochschulstudium über den 2. Bildungsweg erreicht (Mainz: 13,3%<sup>28</sup>).

### 3.1.2 Alter bei Abschluß des Studiums

Wie an den anderen Instituten auch umspannt das Alter der Absolventen mehrere Jahrzehnte, im Fall Münchens von den Mitzwanzigern bis zu Anfang 70. Das durchschnittliche Alter der Befragten lag bei 31,4 (um einen ‚Ausreißer‘ bereinigt bei 29,9) ein Absolvent war erst 24 Jahre alt. Dazu im Vergleich das durchschnittliche Alter der Absolventen in Hamburg: 32,6<sup>29</sup>, in Köln: 29,5<sup>30</sup> und in Berlin: 31,6%<sup>31</sup> (Mainz: keine Angabe).

**Abschlußalter der Absolventen**



<sup>27</sup> Pein 2001: 14; der Grund für diesen sehr hohen Wert ist auch hier unbekannt.

<sup>28</sup> Pein 2001: 14.

<sup>29</sup> Luge-Ehrhardt, von Itter, Sökefeld 2001: 6.

<sup>30</sup> Bollig & Brumann 1997: 5.

<sup>31</sup> Grün & Trevisani 2002: 11.

### 3.1.3 Studiendauer

Mit einem Mittelwert von 13,1 Semestern bis zum Abschluß des Studiums liegen die Münchner Absolventen um einiges unter der Studiendauer der Mainzer (14,2)<sup>32</sup>, Hamburger (14,5 Semester)<sup>33</sup>, Kölner (14,6 Semester)<sup>34</sup> und der Berliner (15,1 Semester)<sup>35</sup> Absolventen. Allerdings beendeten nur 3 der Befragten ihr Studium während der Regelstudienzeit von 9 Semestern. Personen, die vor dem Studium bereits eine Ausbildung oder ein anderes Studium abgeschlossen hatten, waren im Schnitt um 1,2 Semester schneller fertig<sup>36</sup>. Ein Zusammenhang zwischen der Studiendauer und einer späteren ‚ethnologischen‘ Tätigkeit ist nicht feststellbar.

Nach Angabe der Befragten wirkten sich u.a. Seminare mit geringer Teilnehmerzahl (weil: „... da mußte man was machen ...“) oder ein zuvor abgebrochenes Studium („... Panik, nie fertig zu werden ...“) verkürzend auf die Studienzeit aus. Faktoren, die Zeit ‚gekostet‘ haben, waren Fachschaftsengagement, späte Nebenfachwechsel, Ausfälle durch Krankheit, Auslandsaufenthalte (nicht per se), ein unorganisiertes Studium und die Notwendigkeit, nebenher den Unterhalt zu finanzieren (explizit bei 9 Personen der Fall)<sup>37</sup>.

Nachdem alle nötigen Leistungsnachweise erbracht waren, meldeten sich 25 Personen (60,4%) unmittelbar zum Magister an, 9 Personen (18,8%) verbrachten noch 1-2 Semester u.a. mit Literatursuche, Feldforschung oder dem Ablegen von Leistungsnachweisen für die Promotion im voraus.

---

<sup>32</sup> Pein 2001: 16.

<sup>33</sup> Luge-Ehrhardt, von Itter, Sökefeld 2001: 7.

<sup>34</sup> Bollig & Brumann 1997: 6.

<sup>35</sup> Grün & Trevisani 2002: 11.

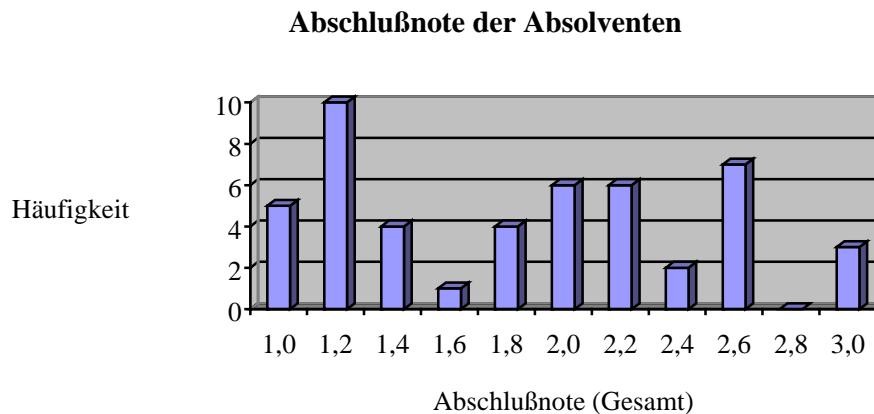
<sup>36</sup> „Des hab ich mir ganz brav eingeteilt, so ein Schein pro Semester, in allen Fächern und des ging so, ganz diszipliniert ... des konnt ich durchs arbeiten ...“ Aus Fallzusammenfassung Nr. 14.

<sup>37</sup> „Aber ob ich ohne Arbeit im Endeffekt schneller gewesen wär, weiß ich nicht, weil z.T. fand ich war des auch so, weil ich eh immer so viel zu tun hatte, da war ich eh schon dabei und dann hab ich auch viel gemacht, weil ich ja nie Zeit hatte, irgendwie nur rumzuhängen ... weil die ersten zwei Semester hab ich Vollzeit gearbeitet, weil ich da noch kein BaföG hatte, da ging es nicht anders und da hab ich eigentlich am meisten Scheine gemacht ... weil ja ich war eh schon dabei, immer in Bewegung und da ging des auch recht flott von der Hand und dann so in den anderen Semestern, wo ich nicht mal mehr Seminare besuchen mußte, da hab ich trotzdem n ganzes Semester gebraucht, um ne Arbeit zu schreiben. Also ganz ohne zu arbeiten hät ich des auch blöde gefunden, weil, gut kenn ich gar nicht, aber ich könnt mir des nicht vorstellen, wie des jetzt wär, ich glaub, dann wär ich nur rumgehangen und hät gar nix auf die Reihe gekriegt. Aber es wär sicherlich schön gewesen wenn ich weniger gearbeitet hätte.“ Aus Fallzusammenfassung Nr. 8.



### 3.1.4 Abschlußnote

Gefragt wurde hier nach der Gesamtnote. Der Mittelwert liegt bei 1,9, die beste Note war 1,0, die schlechteste 3,11. Zum Vergleich dazu die Mittelwerte der anderen Institute: Hamburg 1,4<sup>38</sup>, Köln 1,7<sup>39</sup> (Berlin und Mainz ohne Angaben).



Die Kölner Verbleibstudie gibt keine näheren Auskünfte über die Abschlußnote, das Hamburger Institut zieht auf Grund des sehr niedrigen Wertes für sich in Betracht, daß vielleicht „... generell sehr positiv benotet wird oder potentiell schlechte Abschlußkandidaten das Studium der Ethnologie gar nicht erst beenden.“<sup>40</sup> Auch über das Zustandekommen des Notendurchschnitts der Münchner Absolventen kann nur spekuliert werden; aus den Aussagen der Befragten geht hervor, daß die Benotung allgemein nicht als besonders streng empfunden wurde (allenfalls als „willkürlich“). Allerdings fließen in die Gesamtnote auch die beiden Nebenfächer ein und hier wurde des öfteren angemerkt, die Bewertung sei „ungerecht“ bzw. schlecht ausgefallen.

Insgesamt liegen also die Münchner Absolventen im Vergleich zu den anderen Ethnologie-Instituten bei den Werten bzgl. vorheriger Ausbildung bzw. Berufstätigkeit und Alter bei Abschluß im Mittel. Allerdings schließen sie ihr Studium auch schneller ab. D.h. daß wohl das Anfangsalter der Münchner Absolventen höher ist, als an anderen Orten; dies wiederum kann nicht durch eine übermäßig hohe Zahl von Personen, die bereits eine Ausbildung hinter sich haben oder berufstätig waren begründet werden. Dieser Sachverhalt kann durch das vorhandene Datenmaterial nicht geklärt werden.

<sup>38</sup> Luge-Ehrhardt, von Itter, Sökefeld 2001: 8.

<sup>39</sup> Bollig & Brumann 1997: 7.

Im Hinblick auf eine spätere berufliche Tätigkeit hatten die Münchener Absolventen, bezogen auf die allgemeinen Merkmale, im Vergleich zu den anderen Instituten keine besonderen Vor- oder Nachteile (wenn man annimmt, daß für die meisten Arbeitgeber das Abschlußalter wichtig ist und die Note i.d.R. wenig interessiert, was auch in den Interviews, außer für den Wissenschaftsbereich, immer wieder bestätigt wurde.) Generell ist zu sagen, daß unterschiedliche Vorbildung und unterschiedliches Alter ein Grund für die starke Heterogenität der untersuchten Gruppe sind.

### **3.2 Warum Ethnologie und warum in München?**

Im Folgenden geht es um die Beweggründe der Befragten, das Studium der Ethnologie aufzunehmen: Externe Faktoren und wie sie von der Existenz des Studienganges erfahren haben, die ‚innere Motivation‘ und die Vorstellungen, die sie, auch in Bezug auf die spätere ‚Verwertbarkeit‘, damit verbunden haben.

Die Gründe, wieso München als Studienort gewählt wurde, sind naheliegend: 29 der Befragten <sup>41</sup> sind hier aufgewachsen und/oder hatten hier ihr festes soziales Umfeld (Freundeskreis, Arbeit, Familie<sup>42</sup>) und teilweise auch Gefallen an der Stadt gefunden, d.h. diese Gruppe war bereits vor dem Studium in München ansässig. 10 Personen sind wegen des Partners/der Partnerin nach München gekommen, für 5 war es (vom Heimatort aus) die nächstgelegene Universität. Nur 4 der ehemaligen Studenten haben bewußt auf Grund ihres Interessenschwerpunktes dieses und kein anderes Institut gewählt (z.B. weil hier ein Indonesien-Schwerpunkt aufgebaut werden sollte).<sup>43</sup>

Vergleichsdaten liefert lediglich die Mainzer Verbleibstudie: Auch hier entschied sich mehr als die Hälfte der Absolventen für ihren Studienort auf Grund der Nähe zum Wohnort und/oder wegen der sozialen Bindung zu Freunden und Familie. Allerdings war das Kriterium ‚Studieninhalte‘ häufiger vertreten, 36,0% haben sich deshalb in Mainz eingeschrieben.<sup>44</sup>

---

<sup>40</sup> Luge-Ehrhardt, von Itter, Sökefeld 2001: 8.

<sup>41</sup> Mehrfachnennungen möglich.

<sup>42</sup> Womit z.T. auch Kostenersparnisse einher gingen.

<sup>43</sup> 3 Personen machten zu dieser Frage keine Angaben.

<sup>44</sup> Pein 2001: 15.

### 3.2.1 Wie haben die Absolventen von der Existenz des Faches erfahren und welche Wege haben dort hin geführt?

Da Ethnologie – meiner Meinung nach – in Deutschland relativ unbekannt ist (ganz sicher unter Abiturienten)<sup>45</sup>, stellt sich zunächst die Frage, wie ‚Studierwillige‘ überhaupt von der Existenz des Faches erfahren<sup>46</sup>. Dabei spielen, wie auch im weiteren Lebenslauf der Absolventen, Kontakte eine wichtige Rolle. 15 Befragte gaben an, über Bekannte und Freunde mehr oder weniger zufällig vom Fach erfahren zu haben (weil diese beispielsweise selbst mit einem Ethnologiestudium begonnen haben) oder über Studienführer und Vorlesungsverzeichnisse (11 Personen) darauf aufmerksam geworden zu sein. Nur in 5 Fällen wurde bereits an der Schule darauf verwiesen. Einige bemerkten in diesem Zusammenhang die generell mangelnde Vorbereitung auf das Studium bzw. Informationen über Studienfächer seitens der Schulen.

Oft war der Weg bis zur Entscheidung Ethnologie zu studieren kein direkter. 16 Absolventen (33,3%) waren zuvor in ein anderes Fach eingeschrieben (weit gestreut, von Jura über Elektrotechnik bis Theaterwissenschaften und Archäologie; Mainz: 38,7%<sup>47</sup>), meist 1-2 Semester oder haben andere Fächer in Erwägung gezogen (9 Personen), z.B. Soziologie, Anthropologie, Ägyptologie etc. Diese Richtungen wurden meist nicht weiter verfolgt, weil das Gewählte nicht den Vorstellungen entsprochen hat oder die Zulassungsvoraussetzungen fehlten, z.B. ein bestimmter Notendurchschnitt oder das Graecum.

Wie bereits unter Punkt 3.1.1 erwähnt, haben 16 Personen zuvor eine Ausbildung oder ein anderes Studium absolviert. Bei einem Teil dieser Gruppe hat u.a. auch Arbeitslosigkeit zur Entscheidung für ein (erneutes) Studium beigetragen oder das Gefühl, die intellektuelle Herausforderung auf Dauer zu vermissen.

---

<sup>45</sup> Vgl. Punkt 3.7

<sup>46</sup> Hier können sich Überschneidungen ergeben, z.B. daß die Befragten durch andere Studienfächer auf Ethnologie aufmerksam wurden, dies aber nicht explizit angegeben haben, oder Doppelnennungen: „Zur Abizeit hatte ich keine Ahnung, daß es dieses Fach gibt, ich hab mich für Sinologie eingeschrieben und dann stand in der Reihe vor mir jemand, der erzählt hat, daß er sich für Ethnologie einschreiben will und dann waren alle, huch was is des, was macht ma denn da, und ja, damals hab ich mir gedacht, des klingt ja spannend, wieso weiß ich des eigentlich nicht, habs dann aber wieder verdrängt und bin später wieder zurückgekommen ...“ Aus Fallzusammenfassung Nr. 28.

<sup>47</sup> Pein 2001: 15.

### 3.2.2 Der ‚innere Drang‘ zum Ethnologiestudium

Um einem Mißverständnis gleich zu Anfang vorzubeugen: Nicht jeder, der sich für Ethnologie einschreibt, ist von solch einem ‚inneren Drang‘ erfaßt:

„Also ich war eigentlich nie, also ich war keiner, der von Anfang an beseelt gewesen wäre von der Ethnologie. Ich hatte davor ganz andere Ideen und Pläne ... also ich gehörte nie zu den Menschen die so, es gibt ja wirklich welche, die so mit Begeisterung auch anfangen, ich nenn se dann immer bischen so die Knochen-im-Haar-Ethnologen, also die irgendwo anders waren und ganz begeistert sind oder auch, des is ja auch so ne Haltung, bei Ethnologen sehr verbreitet, so für die Armen, Entrechteten in der Welt kämpfen wollen, des war nicht unbedingt meine Motivation, zumindest nicht offensichtlich und, hab also eigentlich aus Verlegenheit angefangen...“<sup>48</sup>

Allerdings haben nur 4 Befragte in eine ähnliche Richtung geantwortet. Trotz möglicher ‚Umwege‘<sup>49</sup> sind folgende die überwiegenden Motive<sup>50</sup>. 22 Absolventen gaben an, daß sie fremde Kulturen, Länder und Menschen interessant und/oder faszinierend finden, bei 12 Personen konzentrierte sich dieses Interesse bereits auf ein bestimmtes Land und/oder auf ganz konkrete Themen bzw. Fragen (z.B. Sozialisation von Kindern oder Antipartheid)<sup>51</sup>. Häufiges Reisen (10 Personen), ausgiebiges Lesen (8 Personen) und teilweise auch das Elternhaus (3 Personen) formten u.a. das Interesse, wobei letzteres sowohl ‚positiven‘ Einfluß hatte (z.B. durch ein ‚offenes Haus‘) als auch ‚negativen‘ (Ausländerfeindlichkeit der Eltern). 8 Personen gaben an, schon von Kindheit an sich an eine i.w.S. ethnologische Thematik über Literatur (z.B. Karl-May-Bücher), Fernsehen (z.B. Auslandsjournal) oder Kontakte (z.B. Brieffreundschaften) angenähert zu haben. Neben diesen Beweggründen

---

<sup>48</sup> Aus Textkorporus Nr. 10.

<sup>49</sup> Vgl. Punkt 3.2.1

<sup>50</sup> Mehrfachnennungen möglich.

<sup>51</sup> Mainz: Interesse an fremden Kulturen 96,0%. Pein 2001: 15.

sollte das Studium einfach „Spaß machen“<sup>52</sup> (explizit von 3 Personen genannt), ein geisteswissenschaftliches Studium sein (3 Nennungen) und auch ein „bißchen Indiana-Jones-Denken“ spielte bei drei der Befragten erklärtermaßen eine gewisse Rolle. Ethnologie wird also i.d.R. nicht aus Verlegenheit oder aus Spekulation auf ein ‚einfaches‘ Studium gewählt, sondern aus einem klaren Interesse an der bzw. Begeisterung für die Sache (von der man aber noch recht wenig Ahnung hatte).

### 3.2.3 Vorstellungen vom Studienfach und der späteren Tätigkeit vor Studienbeginn

Abgesehen von denjenigen, die sich bereits über das Vorlesungsverzeichnis informiert und daher schon relativ konkrete Vorstellungen hatten, verbanden 8 Absolventen mit dem Fach Vorstellungen wie: „Antworten auf Entwicklungsfragen bekommen“ und „interkulturelle Themen behandeln“. 13 der damals angehenden Studenten wußten nur „so ungefähr“ was auf sie zukommt, daß man „etwas über andere Länder und Kulturen erfährt“ und daß es quasi „um Gott und die Welt“ geht. 11 der Befragten hatten überhaupt keine Vorstellungen und ließen sich „einfach überraschen“.

Bei den Vorstellungen bzgl. einer späteren ‚Verwendung‘ des Studiums hielten sich Unbekümmertheit („... ich hab mir da keine Gedanken drüber gemacht ...“, 18 Personen) und mehr oder weniger konkrete Aussichten (Entwicklungshilfe, Tätigkeit in den Medien oder im Migrationsbereich, 23 Personen) ungefähr die Waage. 6 der Befragten wollten etwas studieren, daß ihnen Spaß macht oder haben nie beabsichtigt, das Studium in einer konkreten Tätigkeit anzuwenden. Einem der Befragten war klar, daß man etwas damit machen kann, nur noch nicht was und einer empfanden es als Vorteil noch nicht durch das Studium an sich festgelegt zu sein. Dabei spielte auch ein gewisses ‚auf sich zukommen lassen können‘ eine Rolle (vgl. Punkt 3.5.2): „Wenn es einen wirklich interessiert, is man auch gut und dann wird sich schon was ergeben.“<sup>53</sup> (5 mal explizit benannt). In vielen Fällen änderte sich diese Einstellung allerdings im Laufe des Studiums (vgl. Punkt 3.6.4). Zu diesem Punkt macht lediglich die Hamburger Verbleibstudie Angaben: Dort hatten 76,0% der Befragten kein festes Berufsziel bei Studienbeginn, die restlichen Absolventen

---

<sup>52</sup> Eine Klärung, was genau mit ‚Spaß‘ gemeint ist, wurde in den Interviews nicht vorgenommen. Ich gehe davon aus, daß damit ‚den persönlichen Neigungen bzw. Interessen entsprechend‘ gemeint ist, da über die Struktur des Studiums o.ä. meist noch nichts bekannt war. Vielleicht steht der Ausdruck auch in Opposition zu vermeintlich ‚trockenen‘ oder bekanntermaßen sehr aufwendigen Fächern oder zu ‚berufsdeterminierend‘.

<sup>53</sup> Aus Textkorpus Nr. 9.

wollten hauptsächlich ins Museum, die Universitätslaufbahn einschlagen oder in die Entwicklungszusammenarbeit.<sup>54</sup>

### **3.3 Studienverlauf**

Im Folgenden geht es um die eher formalen Bereiche des Studiums, nämlich die regionale und thematische Schwerpunktsetzung, Kriterien für die Auswahl der Veranstaltungen, die Nebenfachwahl, Auslandsaufenthalte und Studienfinanzierung und ‚Jobs‘. Nichtsdestotrotz bestehen Verbindungen zwischen dem hier behandelten Themenkomplex und Punkt 3.6.

#### **3.3.1 Regionale und thematische Schwerpunkte**

Entsprechend der Ausrichtung des Instituts lag der regionale Schwerpunkt der ehemaligen Studierenden hauptsächlich auf Afrika (19 Nennungen, wobei Westafrika nur 4 mal vertreten ist) und Südostasien (10 mal genannt, hauptsächlich Indien und Indonesien). Weiterhin genannt wurden Lateinamerika (9), Nordamerika (8), Europa (6) und Ozeanien/Australien (5).<sup>55</sup>

Bei den thematischen Schwerpunkten gab es so viele Nennungen wie es Themen gibt, jedoch sind einige Favoriten auszumachen: Mit Sozioethnologie<sup>56</sup> beschäftigten sich 16 der Befragten, 12 mit Religionsethnologie und 10 mit Rechts-/Politikethnologie. 5 Personen befaßten sich hauptsächlich mit Theorien. Jeweils 4 mal genannt wurden Museumsethnologie, Medizinethnologie, visuelle Anthropologie, Aktionsethnologie und interkulturelle Kommunikation bzw. interkulturelles Management.

Bei 19 der Befragten (39,6%) stand die regionale Ausrichtung und für 9 davon auch schon die thematische Richtung des Studiums von Anfang an (bereits vor dem Studium oder nach dem ersten Semester) fest. 12 Personen (25,0%) haben Region und Themen 1-2 mal gewechselt, 4 (8,3%) hatten erklärterweise keinen Schwerpunkt und 5

---

<sup>54</sup> Luge-Erhardt, von Itter, Sökefeld 2001: 10f.

<sup>55</sup> Mehrfachnennungen möglich.

<sup>56</sup> Z.B. Ethnizität, Identität, Rassismus, Gender, Migration etc.

Absolventen (10,4%) konnten hierzu keine Angaben machen. 8 Personen (16,7%) fanden ihre Schwerpunkte nach Ereignissen wie der Zwischenprüfung (wie zuvor erwähnt, wurde diese im Wintersemester 89/90 eingeführt, dementsprechend mußten sie nur 19 (39,6%) der Befragten ablegen)<sup>57</sup>, Auslandsaufenthalten oder Hinzukommen neuer Dozenten. Für die ‚Wahl‘ des regionalen Schwerpunktes waren auch Sprachen ein Kriterium:

„... wär eine andere Sprache als Blockseminar angeboten worden, Kiswahili oder so, hätt ich sicherlich des gemacht und dann wär ich halt wahrscheinlich da hängen geblieben ...“<sup>58</sup>.

Allerdings sagt die bloße Angabe eines Schwerpunktes nichts darüber aus, wie intensiv sich die Befragten tatsächlich mit den Regionen und Themen auseinandergesetzt haben, z.B. ob sie ‚nur‘ entsprechende Veranstaltungen besucht haben oder sich daneben durch Auslandsaufenthalte, Spracherwerb und intensiver Literaturstudie spezialisiert haben.<sup>59</sup>

### 3.3.2 Kriterien für die Auswahl von Veranstaltungen

37 Personen (77,1%) wählten die besuchten Veranstaltungen nach Interesse aus, 6 Befragte (12,5%) gaben explizit an, Vorlesungen etc. so ausgesucht zu haben, daß sie in ihren Zeitplan paßten (z.B. bei festen Arbeitszeiten o.ä.) oder generell nach dem Angebot gegangen zu sein.<sup>60</sup> Auch wenn der Dozent allgemein eine gewisse Rolle bei der Belegung von Veranstaltungen spielt, gaben immerhin 20 Personen (41,6%) aus der Stichprobe an, das Hauptkriterium für die Veranstaltungswahl seien bestimmte Dozenten gewesen; sowohl in positiver als auch in negativer Hinsicht (2 Nennungen):

„... obwohl mich [bestimmte Region] interessiert hat, hab ich’s selten übers Herz gebracht, bei ... Veranstaltungen zu machen, s war einfach zu grausam.“<sup>61</sup>

„... des lag dann auch sehr stark an der Person ... der griff des Thema in einer Art und Weise auf, wie es mir dann plötzlich die Augen öffnete oder Verstand und Herz und da hab ich mich dann plötzlich auch zum ganz fleißigen Studenten entwickelt und in der Richtung dann eigentlich weiter gemacht.“<sup>62</sup>

---

<sup>57</sup> „... bei der Zwischenprüfung kam ich dann drauf, daß mich dieser wirtschaftliche rechtliche Bereich eigentlich mehr interessiert ...“ Aus Textkorporus Nr. 6.

<sup>58</sup> Aus Textkorporus Nr. 8.

<sup>59</sup> Vgl. Punkt 3.6.2.1

<sup>60</sup> Doppelnennungen möglich.

<sup>61</sup> Aus Fallzusammenfassung Nr. 35.

<sup>62</sup> Aus Textkorporus Nr. 10.

„... der hat mich immer so voll aus der Reserve gelockt, der hat irgendwie ganz viele Stärken in mir gesehen, die ich überhaupt nicht gekannt hab und auf einmal hab ich dann son Selbstbewußtsein entwickelt und bin dann immer zu ihm in die Seminare, also geographisch war mir völlig wurscht, Hauptsache der is gut ... ich glaub, wenn mich der nicht so gefördert hätte, dann wär des mit der Ethnologie bei mir auch ganz anders gelaufen ... hängt auch damit zusammen ... ob man den dann auch so schnell kennen lernt, im Hauptstudium wär's schon zu spät gewesen.“<sup>63</sup>

Neben der Tatsache, daß die Sympathie für einen bestimmten Dozenten mehr oder weniger die thematischen und regionalen Schwerpunkte beeinflußt hat, kommt hier auch zum Ausdruck, wie wichtig es für manche Absolventen war, einen „Leib- und Magen-Prof.“ bzw. –Dozenten zu finden, der sie durchs Studium begleitet und unterstützt.<sup>64</sup> 18 Personen ist dies gelungen, häufig durch das Wahrnehmen informeller ‚Veranstaltungen‘ wie z.B. gemeinsame Kneipengänge. Oft war den Absolventen daran gelegen, eine gewisse „Vertrauensbasis“ aufbauen zu können; aus den Interviews ergibt sich insgesamt der Eindruck, daß dafür nicht immer eine ‚aktive‘ persönliche Betreuung durch den Dozenten notwendig ist, sondern ebenfalls die Didaktik in den Veranstaltungen eine gewisse Rolle spielt: Beispielsweise, daß dort auch Personen gefördert werden, die „... nicht der Typ ...“ sind, „... da abends noch auf die Piste zu gehen ...“ und/oder die eher zurückhaltend im Wesen sind und eine gewisse Sicherheit brauchen, z.B. bei ‚falschen‘ Äußerungen ihrerseits „... nicht gleich niedergemacht ...“ zu werden, daß also ein positives Lernklima herrscht. Sollte dann tatsächlich konkreter Beratungsbedarf bestehen, würde damit ein Ansprechen der Dozenten (nach Veranstaltungen, in der Sprechstunde etc.) leichter fallen und die persönliche Betreuung sozusagen als ‚Holschuld‘ eingelöst werden können. Besonders während dem Grundstudium scheint dies von Bedeutung zu sein.<sup>65</sup>

### 3.3.3 Nebenfachwahl

Die Nebenfächer können in München relativ frei ausgewählt werden, bei drei Fächern gibt es Einschränkungen. Für manche Studiengänge wie Betriebswirtschaftslehre besteht Genehmigungspflicht, was für einige eine abschreckende Wirkung hatte (BWL und VWL wurden je einmal belegt). Auch mit Fächern wie Anthropologie und Humangenetik oder Humanethnologie (jeweils 1 Nennung) bestanden zu Zeiten Berührungsgänge. Viele

---

<sup>63</sup> Aus Textkorporus Nr. 9. Die beiden letzten Äußerungen stammen von Befragten, die heute promovieren.

<sup>64</sup> Vgl. Punkt 3.6.2.2

<sup>65</sup> Vgl. Punkt 3.6.2



Absolventen würden diesen Fächern im Nachhinein offener gegenüber stehen, weil sie entweder ‚verwertbare‘ Zusatzkenntnisse vermitteln oder auch „... die deutsche Ausrichtung der Ethnologie ...“ etwas „... durchbrechen ...“ würden.<sup>66</sup> Das meist gewählte Nebenfach unter den Befragten war eindeutig Sozialpsychologie (21 Nennungen; in Mainz: Politik<sup>67</sup>); 10 der Befragten begründeten ihre Wahl damit, daß dort nur 2 Leistungsnachweise verlangt werden (was allerdings auch in anderen Nebenfächern der Fall ist). Dies war für jeweils 5 Personen wichtig, weil sie sehr spät mit dem 2. Nebenfach angefangen hatten (um das 8. Semester herum) oder weil das 1. Nebenfach bereits sehr aufwendig war. Wiederum 5 Befragte gaben an, dennoch auch in inhaltlicher Hinsicht sehr von der Wahl profitiert zu haben. Das zweithäufigste Nebenfach war Soziologie (10), gefolgt von Politik (6), Volkskunde bzw. Wirtschafts-geographie (je 5) und Amerikanistik, Psycholinguistik, Kommunikationswissenschaft und Philosophie (je 3). Insgesamt wurden 34 verschiedene Nebenfächer gewählt. Hinter der Wahl von Nebenfächern wie Wirtschafts- oder physischer Geographie, Botanik und Recht für Sozialwissenschaftler stand oft der Wunsch, etwas „Handfestes“ als willkommene Abwechslung zur „diffusen“ Ethnologie zu machen. Nur eine Minderheit blieb bei den einmal gewählten Nebenfächern, die meisten wechselten mindestens 1 mal.

### 3.3.4 Auslandsaufenthalte

19 Personen (37,5%) legten während ihres Studiums einen Auslandsaufenthalt zu Zwecken der Feldforschung, eines Praktikums oder eines Auslandsstudiums (und Kombinationen daraus) ein. Für 2 der Befragten war außerdem das Studium in Deutschland bereits ein Auslandsstudium. Durchschnittlich waren die ehemaligen Studenten 6,9 Monate im Ausland. Praktika dauerten i.d.R. 3 Monate und wurden am Museum (1 mal, Schweiz) oder im Goethe-Institut (3 mal, in Indien, Indonesien und Zimbabwe) absolviert. An einer

---

<sup>66</sup> Vgl. Punkte 3.6.4.1 und 3.7

<sup>67</sup> Pein 2001: 15.

ausländischen Universität wurde im Schnitt 9,9 Monate (10 mal, in Österreich, Frankreich, Großbritannien, Niederlande, Spanien, USA, Jamaika und Zimbabwe) lang studiert. Feldforschungen bzw. Aufenthalte zu Recherchezwecken nahmen durchschnittlich 6,4 Monate in Anspruch (11 mal, in der Schweiz, Frankreich, Türkei, USA, Jamaika, Indien, Indonesien und Botswana).

9 der Befragten (18,8%) erhielten für ihren Auslandsaufenthalt ein Stipendium oder Auslands-BaföG, 29 Personen (60,4%) unternahmen lediglich längere Urlaubsreisen (meist 6-8 Wochen)<sup>68</sup>.

In Berlin liegt die Häufigkeit eines Auslandsstudiums bei 38,0%; außerdem gibt es dort die Möglichkeit zu Lehrforschungen, welche 90,0% der Berliner Absolventen wahrgenommen haben (22,0% davon mit Stipendium oder BaföG)<sup>69</sup>. In Mainz waren 76,0% zu Studien- und/oder Forschungszwecken im Ausland, davon 19,3% für 2-12 Wochen, 19,3% für 14-39 Wochen und 17,6% für 40-70 Wochen<sup>70</sup>.

Gründe, die für einen Teil der Münchner Absolventen gegen längere Auslandsaufenthalte gesprochen haben, waren hauptsächlich finanzieller Art (vgl. Punkt 3.6.2.2), wozu auch gerechnet werden kann, daß die ehemaligen Studenten nicht eine günstige Unterkunft aufgeben oder untervermieten wollten (die sehr angespannte Wohnungsmarktsituation in München spielt hier sicherlich eine Rolle). Für einige spielten ‚beziehungstechnische‘ Faktoren eine Rolle. Wie in Punkt 3.6.3 noch ausgeführt wird, war auch nach Meinung vieler Absolventen am Institut allgemein kein begünstigendes bzw. anregendes Klima bzgl. Auslandsaufenthalten oder Feldforschungen vorzufinden.

### 3.3.5 Studienfinanzierung und Praktika

Die Finanzierung des Studiums setzte sich bei den Befragten wie folgt zusammen.<sup>71</sup> 7 Absolventen (14,6%) gaben an, keiner Arbeit nachgegangen zu sein, 14 Personen (29,2%) jobten, um sich Extras (z.B. Reisen) leisten zu können und 27 der ehemaligen Studenten

---

<sup>68</sup> Wozu eine der Befragten meinte: „... n Ethnologe forscht vielleicht immer, unabsichtlich ...“. Aus Textkorpus Nr. 21.

<sup>69</sup> Grün & Trevisani 2002: 21ff.

<sup>70</sup> Pein 2001: 17f. Bei allen Studien ist ein Vergleich auf Grund der unterschiedlichen Bedingungen und nicht erkennbarer Kategorisierungskriterien nicht sinnvoll.

(56,3%) mußten sich durch die Arbeit ihren Lebensunterhalt verdienen. Von den insgesamt 41 Personen, die nebenher Geld verdienten, wurden 21 (43,8%) zusätzlich von ihren Eltern unterstützt, 8 Befragte (16,7%) bezogen BaföG. 3 Absolventen (6,3%) erhielten Stipendien.

Das durchschnittliche Arbeitspensum lag bei 14,8 Stunden pro Woche im Semester (n=30), 10 der Befragten waren in den Semesterferien Vollzeit beschäftigt<sup>72</sup>. 7 Personen (14,6%) aus der Stichprobe konnten keine genauen Angaben machen (z.B. durch blockweises Arbeiten mit jeweils ganz unterschiedlichen Arbeitszeiten und Blocklängen). 3 Personen haben sich dazu nicht geäußert.

In Mainz jobten 74,3 % regelmäßig während der Vorlesungszeit (zwischen 6 und 15 Stunden und 55,4% in den Semesterferien (zwischen 8 und 40 Stunden); über die Hälfte tat dies zur Finanzierung ihres Lebensunterhalts, 48,0% besserten ihr Budget damit auf.<sup>73</sup> Auf die Tätigkeitsfelder soll hier nicht näher eingegangen werden, sie waren wie erwartet breit gefächert, von Jobs in den Medien (als Radiomoderator, Produktions-/Rechercheleitung für Film und Fernsehen, Kabelträger, Redaktionsassistent im Verlag) über die klassischen Bürojobs als Sekretärin oder ‚Mädchen für alles‘, bis zu Verkaufstätigkeiten, Tätigkeiten im EDV-Bereich (z.B. Schulungen), Jobs bei der Deutschen Bundespost, Flüchtlingsbetreuung....

19 Personen (39,6%) absolvierten während ihres Studiums ein Praktikum (oder mehrere: 5 Personen machten ein zweites Praktikum, jeweils 1 Person 3 bzw. 4). In Berlin taten dies 34,0% (im Museum, Staatlichen Einrichtungen/Bildung/Forschung, Medien/Kultur und in der Entwicklungszusammenarbeit/Verein/Stiftung), wobei Grün & Trevisani bemerken:

„Die Auswahl der Praktika gibt somit zunächst einmal einen Hinweis darauf, welchen beruflichen Bereichen Ethnologen sich selbst zuordnen, d.h. einerseits wo ihre Interessen liegen und andererseits wo ihre Kompetenz gefragt ist und die Möglichkeiten zu ihrer Praktizierung bestehen.“<sup>74</sup>

Dementsprechend war, wie in Berlin, auch bei Münchner Absolventen das Völkerkundemuseum der beliebteste Praktikumsplatz, gefolgt von Film und Fernsehen, Radio und Verlag und dem Goethe-Institut. Die Praktika dauerten im Schnitt 9,4 Wochen und waren

---

<sup>71</sup> Mehrfachnennungen möglich.

<sup>72</sup> D.h. sie haben entweder nur in den Semesterferien gearbeitet oder während dieser und im Semester weniger.

<sup>73</sup> Pein 2001:19f.

bis auf eine Ausnahme unbezahlt. Ein Grund, wieso viele der Befragten angaben, daß sie sich damals kein Praktikum „leisten“ konnten. Auffällig ist, daß keine Praktika im Bereich der Entwicklungs-zusammenarbeit gemacht wurden, obwohl dies zu Studienbeginn ein vielfach angestrebtes Beschäftigungsfeld war. 1 oder 2 Absolventen haben dieses Berufsziel im Laufe des Studiums aufgegeben, die Mehrzahl hat jedoch die Bedeutung von Praxiserfahrung auf diesem Feld während des Studiums unterschätzt.<sup>75</sup>

In Mainz machten 57,3 % ein Praktikum, das durchschnittlich 11,8 Monate dauerte; am häufigsten in den Feldern Journalismus/Medien (22,0%), in internationalen Organisationen (20,0%) und im Museum (17,0%).<sup>76</sup> In Hamburg kann das Praktikum einen Mittelseminarschein ersetzen, 59,0% machten dort ein Praktikum, am häufigsten im Museum, gefolgt von den Bereichen Medien/Journalismus und internationalen Institutionen/Organisationen (z.B. im Büro der Hamburger Ausländerbeauftragten)<sup>77</sup>. In der Köln ist ein vierwöchiges Berufspraktikum Pflicht.<sup>78</sup>

Arbeits- und Praktikumsstellen ergaben sich in 27 Fällen (65,9%, n = 41) über Kontakte (meist Freunde oder Bekannte, die wiederum jemanden gekannt haben oder die aus München weg gegangen sind und ihre Stelle ‚weiter gegeben‘ haben)<sup>79</sup>, 8 Stellen (19,5%) wurden vom Studentenservice vermittelt (ausschließlich ‚Jobs‘) und 6 Befragte (14,6%) gaben an, mit Initialbewerbungen erfolgreich gewesen zu sein.

Trotz der recht unterschiedlichen Studiengestaltung im einzelnen, die auch, wie weiter unten ausgeführt, aus fehlenden Vorgaben seitens des Instituts resultieren mag, lassen sich im Groben 3 Typen von Studienverläufen bilden. Zu Typ A zählen diejenigen Absolventen, die bereits von Anfang an wußten, mit welchen Interessen und Themen sie sich in der Ethnologie beschäftigen wollen, dies in ihrem Studium zielstrebig umgesetzt und es entsprechend ‚durchgezogen‘ haben. In Typ B sind diejenigen zusammengefaßt, die zwar im Laufe des Studiums spezifische Interessen entwickelt haben, jedoch nicht wußten, wie man dieses Interesse konkret im Studium umsetzen könnte, was zu längeren

---

<sup>74</sup> Grün & Trevisani 2002: 28.

<sup>75</sup> Vgl. Punkte 3.5.2 und 3.7

<sup>76</sup> Pein 2001: 16f.

<sup>77</sup> Luge-Erhardt, von Itter, Sökefeld 2001: 11.

<sup>78</sup> Bollig & Brumann o.J.: 15. Auch hier ist ein Vergleich mit den anderen Studien auf Grund der unterschiedlichen Bedingungen nicht sinnvoll.

<sup>79</sup> Bereits hier fiel in den Interviews sehr oft das Wort „Zufall“.

Unterbrechungen des Studiums führte oder dazu, daß nur das Nötigste getan wurde (sprich das, was zum Erwerb der geforderten Scheine notwendig war).

„... des sind so die beiden Lager, die, die total zielstrebig sind und schon genau wissen wie und wohin sie ihr Studium durchziehen und dann halt die, die ohne Struktur hinten runter fallen und vergessen werden ...“<sup>80</sup>

Diese beiden Typen treffen jeweils auf knapp ein Viertel der Befragten zu. Typ C, gut die Hälfte aller Absolventen, hatte zwar keine konkreten Vorstellungen zu Beginn des Studiums, mit was er sich in diesem genau beschäftigen würde; es gelang ihm aber, i.d.R. bis zum Hauptstudium, durch zuvor schon angesprochene Ereignisse wie Auslandsaufenthalte oder der Zwischenprüfung oder weiter unten angeführten Punkten wie der Organisation in einer Arbeitsgruppe oder in der Fachschaft, das Gewinnen eines ‚Mentors‘ unter den Dozenten oder Praktika, sein Studium in eine bestimmte Richtung zu lenken, die er verfolgen konnte.

Auf die Frage, ob diesen Typen auch bestimmte Beschäftigungsverläufe oder Kritik am Studium zugeordnet werden kann, werde ich in Punkt 3.5.2 bzw. 3.6 eingehen.

### **3.4 Zwischen Studium und Beschäftigung**

Hier soll die Übergangsphase zwischen Studienabschluß und der ersten nachstudentischen Beschäftigung behandelt und der Frage nachgegangen werden, was einen einfachen Wechsel von einem zum anderen gefördert hat und wieviel Zeit sich die Befragten für Orientierung und Stellensuche ließen. Dabei wird auch kurz auf die besondere Stellung von Doktoranden eingegangen.

Zunächst bedarf es aber noch der Klärung, was ich im Weiteren unter dem Begriff ‚Beschäftigung‘ verstehe. Als Beschäftigung wird hier jede entlohnte Tätigkeit in Zielbereichen verstanden. D.h. in Bereichen, die bewußt gewählt und auf die gezielt hingearbeitet wurde (z.B. durch Praktika<sup>81</sup> oder Weiterbildungsmaßnahmen) und/oder

---

<sup>80</sup> Aus Fallzusammenfassung Nr. 17.

<sup>81</sup> Hier und im Weiteren nicht nur im klassischen Sinn gemeint, sondern inklusive aller anderen Arten von qualifizierenden Tätigkeiten. Vgl. Punkt 3.5.3

Bereiche, die zwar u.U. nicht von vornherein Ziel waren, aber in denen sich die Befragten zumindest so weit wohl fühlen, daß sie sich darin ihre Zukunft vorstellen können. Dies schließt jedoch nicht die Möglichkeit einer Umorientierung aus.

#### 3.4.1 Über das Magisterthema und die Verbindung zwischen Tätigkeiten während des Studiums und Beschäftigung

Dieser Punkt ist relativ offen formuliert, da sich bereits hier die Vielfalt der Wege zu und Formen von Beschäftigung andeutet.

Betrachtet man die 20 der 48 Magisterthemen, die ein aktuelles Thema behandelten (Rechtliche Aspekte des Ost-Timor-Konflikts; Interkulturelle Kommunikation in multinationalen Unternehmen in Indien; etc.), so kann man bei 9 davon einen eindeutigen Bezug zum späteren Tätigkeitsfeld ausmachen, in dem die Personen z.T. bis heute beschäftigt sind. Dazu gehören beispielsweise eine Arbeit über „Die Rolle der populären Musik in der Antiapartheidsbewegung in Südafrika unter Berücksichtigung des Kulturboykotts der Vereinten Nationen“ – diese Person hat nach Tätigkeiten in der Musikbranche mit anderen zusammen ihr eigenes Musiklabel gegründet, oder „Der Zusammenhang zwischen den chinesisch-tibetischen Beziehungen und dem weltweiten Internet“ – diese Person war anschließend im Angestelltenverhältnis an einem Forschungsinstitut im Ausland (ebenfalls im Internet-Bereich) beschäftigt und wird voraussichtlich auf diesem Feld promovieren. 2 der Magisterthemen befaßten sich mit materieller Kultur; beide Autoren fanden unmittelbar anschließend eine Beschäftigung im Museumsbereich.

Alle 11 Personen, deren Magisterarbeit mit der späteren Beschäftigung in Zusammenhang steht, haben sich allerdings schon während des Studiums durch Praktika oder Jobs entsprechendes Branchen-Know How angeeignet, z.B. durch Praktika und Jobs bei Musiksendern und –Produktionsfirmen und dem Aufbau einer eigenen Firma für Computerschulungen. Ebenso haben die tiefgehende Auseinandersetzung und fundierten Kenntnisse über ein Land (durch regelmäßige Aufenthalte, Spracherwerb, Kontakte) zu einer damit verbundenen Beschäftigung geführt.<sup>82</sup>

### 3.4.2 Orientierungs- und Bewerbungsphase

Die erste Zeit nach Abschluß des Studiums wurde von den Befragten unterschiedlich gestaltet, z.B. mit längeren Auslandsaufenthalten (durchschnittlich 5-6 Monate) oder mit Weiterbeschäftigung im ‚alten‘ Studentenjob. Außer für die Personen, die sich auf Grund Alter oder Familie nicht mehr neu orientieren mußten bzw. wollten, begann aber im Allgemeinen die Bewerbungsphase. In 25 Fällen dauerte diese Phase nicht länger als einen Monat, darunter waren 14 Befragte, die aus Praktika (z.B. bei Museen oder e-learning-Firmen) übernommen wurden oder wie zuvor auf eigene Rechnung<sup>83</sup> (z.B. bei Film und Fernsehen) weiter arbeiteten.

In den o.g. Fällen sind auch Befragte vertreten, die eine Promotion anstreben. Insgesamt sind dies 12 von 48 Personen (4 davon in München, 3 im Ausland<sup>84</sup>). 2 davon gehören zu der Gruppe, die dabei finanziell ausschließlich von der Familie unterstützt wird. Weitere 2 Absolventen können den 14 Personen zugerechnet werden, die sofort im Anschluß an das Studium über Bewerbungen eine Arbeitsstelle besetzen konnten und im weiteren Verlauf ihre Promotion vorbereiteten, einmal mit Stipendium. Ebenfalls 2 Befragte blieben in Beschäftigungsbereichen, in denen sie bereits im Studium Fuß gefaßt hatten und promovieren ‚nebenbei‘; eine Person davon erhielt dafür ein Stipendium. 6 der Absolventen verfolgen ihre Promotion mit Hilfe von Stipendien und/oder arbeiten in ‚alten‘ Studentenjobs<sup>85</sup> weiter und/oder wurden von den Eltern bzw. durch Arbeitslosengeld unterstützt.<sup>86</sup>

---

<sup>82</sup> Vgl. Punkt 3.6.2.1

<sup>83</sup> Also selbständig, was folgende Beschäftigungsverhältnisse einschließt: Im eigenen Unternehmen, freiberuflich, als sog. feste Freie, Werk- und Honorarverträge.

<sup>84</sup> Bei der Promotion im Ausland spielt eine entscheidende Rolle, ob Finanzierungshilfe durch die Eltern zur Verfügung steht oder nicht. Gründe, nicht in München zu promovieren, waren u.a., daß das entsprechende Spezialgebiete nicht vertreten war, die Notwendigkeit des Lateinnachweises und von Leistungsnachweisen in den Nebenfächern.

<sup>85</sup> Die bei 4 Personen keine ‚Jobs‘ mehr waren, sondern nach der o.g. Definition bereits den Stellenwert einer ‚Beschäftigung‘ hatten. Vgl. Punkt 3.5

<sup>86</sup> Hier ist kaum ein Vergleich mit den anderen Instituten, was die absolute Zahl an Doktoranden bzw. solchen Personen, die die Promotion bereits abgeschlossen haben, möglich, da hierzu keine genauen Angaben vorliegen. Es kann lediglich die Anzahl von Personen wiedergegeben werden, die in Wissenschaft und Forschung tätig sind, wobei für mich nicht ersichtlich ist, ob diese promoviert haben oder nicht: Hamburg – 7 Personen von 64 Befragten (Luge-Erhardt, von Itter, Sökefeld 2001: 10), Köln – 16 Personen von 92 Befragten (Bollig & Brumann o.J.: 14), Berlin – ca. 35 Personen von 93 Befragten (Grün & Trevisani 2002: 22ff) und Mainz – ca. 8 Personen von 68 Befragten (Pein 2001: 31).

6 Absolventen haben vor dem Berufseinstieg eine halb- bis einjährige Weiterbildungsmaßnahme durchlaufen, z.B. zur Webdesignerin oder zur Fachzeitschriftenredakteurin.

10 Personen (sowohl Absolventen mit als auch ohne Zusatzqualifikationen) mußten eine ‚Anlaufzeit‘ zwischen 2 und 6 Monaten bis zu einer als passend empfundenen Beschäftigung in Kauf nehmen, z.B. Befragte, die beschlossen sich selbständig zu machen oder die sich noch nicht sicher waren, in welche Tätigkeitsbereich sie gehen möchten und u.a. deswegen vom potentiellen Arbeitgeber zugesagte Stellen nicht angetreten haben.

Bei den Bewerbungen scheint es sinnvoll zu sein, je weniger Vorkenntnisse bzw. Zusatzqualifikationen vorhanden sind, desto mehr unterschiedliche Tätigkeitsfelder in Betracht zu ziehen. Einige der Absolventen waren zu Anfang auf bestimmte Bereiche wie Verlage, Arbeit mit Migranten oder Entwicklungszusammenarbeit fixiert. Gerade hier zeigt sich aber, daß ohne ausreichende Zusatzqualifikationen kaum eine Chance auf positive Reaktionen besteht. Auf die Art dieser zusätzlichen Kenntnisse wird in Punkt 3.5.2 genauer eingegangen. In den meisten Fällen, in denen keine zusätzlichen Kenntnisse gefordert waren (z.B. im Buchhandel), wurden die Absolventen auf Grund des abgeschlossenen geisteswissenschaftlichen Hochschulstudiums eingestellt, speziell das Ethnologiestudium war dabei nicht ausschlaggebend bzw. hat „... wohl nicht geschadet ...“. Entsprechend waren dies Tätigkeiten, in denen nach Angaben der Absolventen kein Bezug mehr zur Ethnologie bestand. Die Arbeitgeber gingen scheinbar davon aus, daß auch Ethnologen ‚geisteswissenschaftliche‘ Fähigkeiten, wie Flexibilität, schnelles Auffassungsvermögen und Recherchekompetenzen aufweisen können und haben damit vielleicht auch etwas das Bild des ‚aus dem Rahmen fallenden‘ Exoten verlassen.

### **3.5 Zur Beschäftigungssituation der Absolventen**

Im folgenden wird auf Beschäftigungszahlen, Tätigkeitsfelder und Arbeitsverhältnisse eingegangen. Außerdem sollen Inhalte von Tätigkeitsbereichen und Wege zu selbigen, ob dabei noch ein Bezug zur Ethnologie besteht sowie das Einkommen der Befragten betrachtet werden. Abschließend werden noch Zufriedenheit und Zukunftspläne thematisiert. Die Darstellung des Berufsverlaufes an dieser Stelle soll auch helfen, die nachfolgende Bewertung des Studiums besser einordnen zu können. Von den 48 Personen aus der Stichprobe konnten 41 konkrete Angaben über ihre Beschäftigung machen, die restlichen 7 Personen mußten bzw. wollten nach dem Studium nicht (mehr) arbeiten und



leben ausschließlich von Familieneinkommen (z.B. das des Ehemanns), Rente und/oder Stipendium. D.h. in dieser Gruppe sind auch Doktoranden enthalten, auf die im vorhergehenden Punkt schon genauer eingegangen wurde. Das Kriterium für die Einbeziehung von Doktoranden in die Gruppe der 41 Beschäftigten war die weiter oben gegebene Definition von Beschäftigung (also diejenigen, die während ihres Promotionsstudiums entlohnte Tätigkeiten in Bereichen ausübten, die sie bewußt anvisiert hatten und/oder in denen sie sich ihre Zukunft vorstellen können).

### 3.5.1 Beschäftigungszahlen und Tätigkeitsfelder<sup>87</sup>

Insgesamt hatten die 41 Absolventen 102 Stellen<sup>88</sup> inne (inklusive der aktuellen), also im Durchschnitt je 2,5 Stellen. Dabei hängt die Anzahl nicht vom Jahr des Studienabschlusses ab; unter den ‚jüngeren‘ Absolventen finden sich genauso ‚Inhaber‘ mehrerer Stellen, wie unter den ‚älteren‘ Jahrgängen Personen mit ‚nur‘ einer Stelle. Allerdings heißt dies nicht unbedingt, daß die Stellen in einer zeitlichen Abfolge, also jeweils hintereinander besetzt wurden; z.B. ist es durchaus möglich, daß jemand gleichzeitig und gleichwertig in der Flüchtlingsbetreuung, als Kajaklehrer/Outdoor-Managementtrainer und in der katholischen Bildungsarbeit beschäftigt ist (in der Stichprobe gab es 7 vom Prinzip her ähnliche Fälle). Eine weitere Variante ist, daß neben der Hauptbeschäftigung (hier sowohl materiell als auch ideell gemeint) noch diverse Einzelprojekte verfolgt werden (wie die Veröffentlichung eines Buches oder Sprachaufnahmen für ein Lernprogramm). Diese wurden jedoch nicht als Stelle gewertet und finden somit im weiteren keine Berücksichtigung (weil sie z.B. keine bezahlten Tätigkeiten oder nur von kurzer Dauer sind).

Die 41 Absolventen wechselten im Durchschnitt 1,4 mal die Stelle, mit einer mittleren Verweildauer von jeweils knapp 2 Jahren (22,4 Monate). Der häufigste Grund für einen Stellenwechsel war der Wunsch nach persönlicher und fachlicher Weiterentwicklung, gefolgt von der Befristung des Beschäftigungsverhältnisses und einem schlechten Arbeitsklima.

---

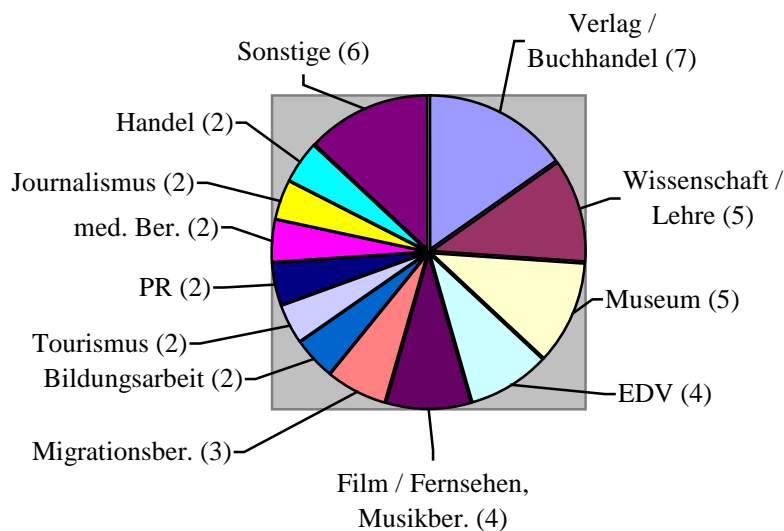
<sup>87</sup> Auf Grund der sehr unterschiedlichen und nur bedingt nachvollziehbaren Kategorisierungen sind hier mit den anderen Verbleibstudien vergleichende Aussagen wenig sinnvoll.

<sup>88</sup> Unter ‚Stelle‘ werden sämtliche Beschäftigungsverhältnisse, auch Selbständigkeit subsumiert.

„... und da kam auch der Punkt, wo ich gemerkt hab, daß des zwar n wunderbar tolles Leben is, aber daß mich des im Grunde nicht viel weiter bringt, weil man auf ner gewissen Stufe von Projekten stehen bleibt ... des war nicht das Ziel, wo ich hin wollte ...“<sup>89</sup>  
 „... da war die Stimmung dann nicht mehr gut und der Vertrag is auch Ende Oktober dann ausgelaufen ...“<sup>90</sup>

Die folgenden Betrachtungen erfolgen jeweils von 2 unterschiedlichen Zeitpunkten aus: Zum einen wird die erste Beschäftigung nach Studienabschluß betrachtet und zum anderen die aktuelle(n) Stelle(n). Bei mehreren, parallel laufenden Beschäftigungen wurde jede Stelle 1 mal gezählt; so ergeben sich bei der ersten Stelle 46 Nennungen für 41 Personen (inklusive 8 Doktoranden). Der am stärksten vertretene Bereich (abgesehen von den ‚Sonstigen‘<sup>91</sup>) ist das Verlagswesen/Buchhandel, gefolgt von Tätigkeiten am Museum (völker- und volkskundliche) und in der Wissenschaft/Lehre. Völlig fehlte der Bereich Entwicklungszusammenarbeit.

### Tätigkeitsfelder 1. Stelle



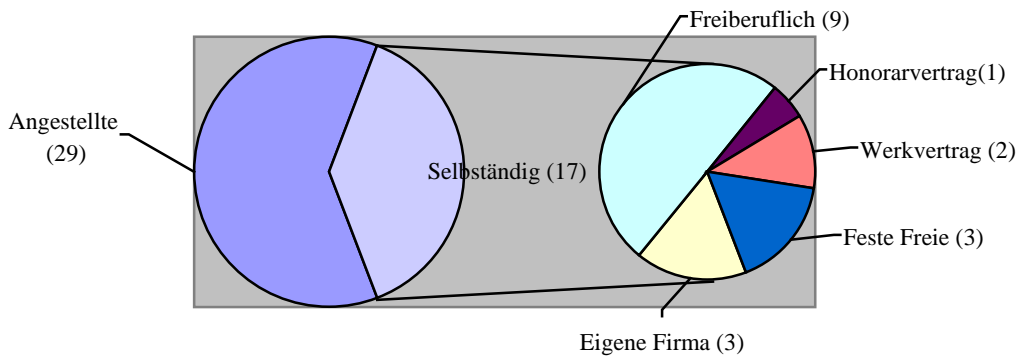
Für die Art des Beschäftigungsverhältnisses ergibt sich folgendes Bild:

<sup>89</sup> Aus Fallzusammenfassung Nr. 11.

<sup>90</sup> Aus Textkorpus Nr. 8.

<sup>91</sup> In der Kategorie ‚Sonstige‘ sind enthalten: Je 1 mal Deutsche Bundespost, Staatsdienst, Handwerk, Büroarbeit, Unternehmensberatung, Telekommunikationsbereich.

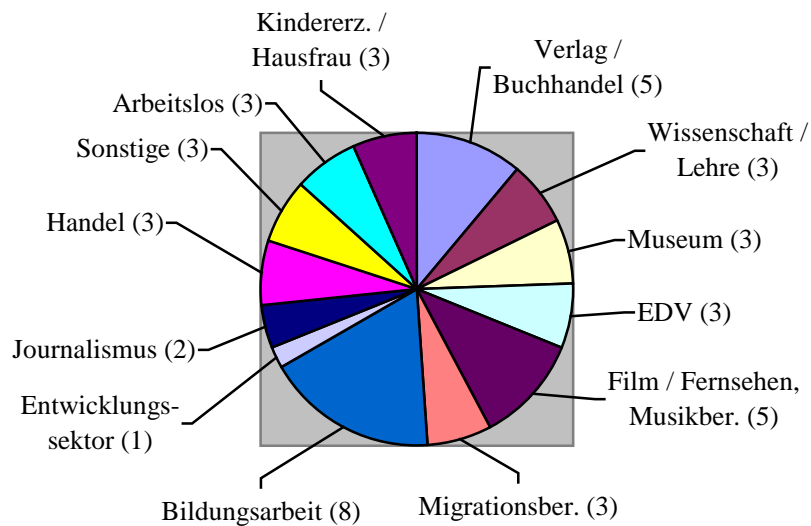
### Art des Beschäftigungsverhältnisses 1. Stelle



Die Zahl angestellten Absolventen überwiegt also leicht.

Über die aktuelle(n) Stelle(n) wurden folgende Angaben gemacht (47 Nennungen für 40 Personen, inklusive 4 Doktoranden):

### Tätigkeitsfelder aktuelle Stelle



Sprunghaft angestiegen ist im Vergleich zur 1. Stelle der Bereich der Bildungsarbeit, der aktuell die meisten Absolventen beschäftigt, gefolgt vom Verlagswesen (minus 1 Nennung) und der Film/Fernsehen/Musikbranche (plus 1 Nennung). Die zuvor zu den stärksten

Bereichen gehörende Museumsarbeit und Tätigkeiten in Wissenschaft/Lehre sind jeweils um 2 Nennungen zurückgegangen. Völlig weggefallen ist das Tätigkeitsfeld ‚Tourismus‘, dafür ist eine Nennung aus dem Entwicklungssektor hinzugekommen, sowie 3 nun Arbeitslose bzw. Kinder erziehende Hausfrauen. Das Kriterium für die Kategorie ‚arbeitslos‘ war, daß sich die Betroffenen selbst so bezeichneten – in den genannten 3 Fällen treffen auch die offiziellen Kriterien zu, sie sind als arbeitslos gemeldet und erhalten finanzielle Unterstützung. In einem Fall würden die offiziellen Kriterien zwar zutreffen, da „... Zeiten ohne Arbeit ...“ aber als „... in der Branche üblich und ganz normal ...“ bezeichnet wurden, ist er dennoch nicht zu den 3 Nennungen gezählt worden.

30 der Befragten gaben an, zu keiner Zeit arbeitslos gewesen zu sein, 8 Personen waren, z.T. mehrmals, durchschnittlich 6,5 Monate ohne Arbeit (zwischen 2 und 21 Monaten), häufig nach einer Umorientierungsphase wie z.B. Weiterbildungsmaßnahmen<sup>92</sup> oder einem Auslandsaufenthalt. Die Arbeitslosenquote würde also für die Stichprobe zum Zeitpunkt der Erhebung 6,3% betragen. Im Vergleich dazu die Quoten der anderen Institute: Hamburg 14%<sup>93</sup>, Köln 15% (inklusive Stipendienempfänger)<sup>94</sup>, Berlin 8%<sup>95</sup>, Mainz 9,3%<sup>96</sup>. Die allgemeine bundesweite Arbeitslosenquote betrug im April 2003 10,8%.

Hinsichtlich der Art des Beschäftigungsverhältnisses ergaben sich folgende Zahlen.

---

<sup>92</sup> In 5 Fällen erfolgte solch eine Maßnahme nach längerer Beschäftigung, davon in 3 Fällen als Zusatzqualifikation dazu und in 2 Fällen zur Neuorientierung.

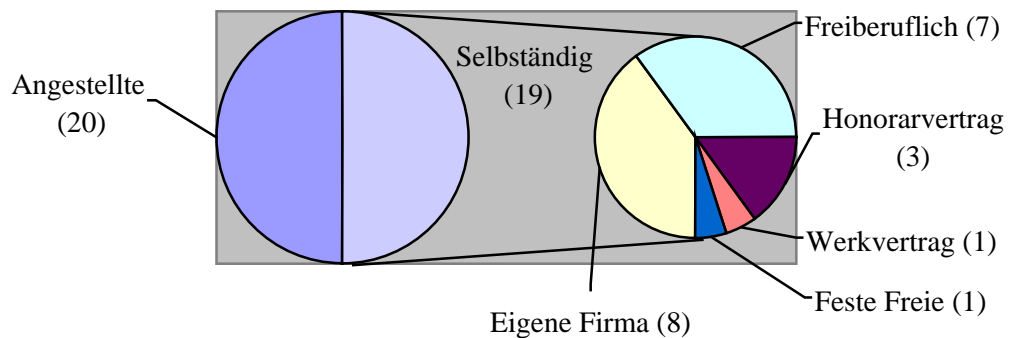
<sup>93</sup> Luge-Erhardt, von Itter, Sökefeld 2001: 13.

<sup>94</sup> Bollig & Brumann o.J.: 9.

<sup>95</sup> Grün & Trevisani 2002: 33.

<sup>96</sup> Pein 2001: 29.

## Art des Beschäftigungsverhältnisses aktuelle Stelle



Der Rückgang bei den Angestellten ist hauptsächlich durch die Arbeitslosen und Hausfrauen zu erklären, sowie eine Person, die vom Angestellten zum Doktorand wurde. Insgesamt halten sich die verschiedenen Beschäftigungsarten wieder ungefähr die Waage.

In den Verbleibstudien anderer Institute wurde teilweise Befristung von Arbeitsverhältnissen mit Konnotationen wie ‚Unsicherheit‘ negativ belegt. In den dieser Arbeit zu Grunde liegenden Interviews äußerten sich 13 der 16 bzw. 17 befristet Tätigen zu diesem Thema. Für 3 Absolventen war nicht eine evtl. ‚Unsicherheit‘ das Problem an sich, sondern sie sahen z.B. eine unbefristete Stelle eher unter dem Gesichtspunkt ‚Prestige‘:

„Des macht mir überhaupt nichts aus, aber wenn man so viel gemacht hat und so weit gekommen ist, möchte man eine feste Stelle.“<sup>97</sup>

Weitere 4 Befragte (sowohl aus ‚jüngeren‘ wie auch aus ‚älteren‘ Jahrgängen) sahen sowohl die Vorteile als auch die Nachteile von Selbständigkeit bzw. Befristung. Vor allem scheint die materiell schwierige Lage als negativ beurteilt zu werden, was nicht nur mit der Befristung an sich, sondern auch mit dem geringen Einkommen aus diesen Tätigkeiten zu tun hat, z.B. wenn für evtl. Unglücksfälle oder das Alter nichts angespart werden kann. Ein gewisses Gefühl der Freiheit, ein Offenstehen vieler Möglichkeiten und daß man sich nicht langfristig festlegen muß, werden andererseits positiv vermerkt. Außerdem spielt für die Bewertung von befristeten Beschäftigungsverhältnissen wohl u.a. auch der

<sup>97</sup> Aus Textzusammenfassung Nr. 40.

‚Gewöhnungsfaktor‘ und wie viel Vertrauen man in seine eigenen Fähigkeiten hat eine Rolle.

„... ich mein für die Alterssicherung kann ich nix tun, na ja bißchen bei der Firma, weil ich da als Angestellter bin, aber da kann man nur drüber lachen, also solche Sachen, darüber darf ich mir natürlich keine Gedanken machen, auch nicht was ich mir so leisten kann oder nicht, also da is nicht viel Spielraum, und es is auch keine Sicherheit da, gut die denk ich is auch in anderen Bereichen nicht mehr so, also n stabiler Arbeitsplatz oder so, aber des seh ich nicht, ich muß da eher die Verteidigung nach vorne antreten und halt versuchen, des beste draus zu machen, aber des bin ich inzwischen schon, des hab ich schon so integriert, des is für mich normal geworden, also auch mit der Unsicherheit, paßt, des is halt so, für mich is des schon auch was, was ich als sehr schön empfinde, nicht nur als Belastung ich denk jetzt grad an ‚Der flexible Mensch‘, daß Ängste sehr viel größer werden auf Grund von Unsicherheiten, auf Grund der eingeforderten Flexibilität, ich erlebs nicht nur so negativ wie er des beschreibt, ich kenn zwar diese Ängste auch und so aber ich erleb wirklich auch des Positive daran, also es is auch ne Welt voller Möglichkeiten und des is vielleicht auch bißchen des Training durch das Studium der Ethnologie letztlich, weil ja es is irgendwie alles unsicher, aber auch alles möglich und äh, mein Gott, ich schwelge dann in Plänen ... und ich denke, es geht dann schon immer weiter. Also die Sicherheit hab ich für mich schon gewonnen, irgendwie hab ich dann doch so viel Kompetenzen, daß ich zumindest jetzt nicht untergehen werden, also irgendwas findet sich dann immer für mich. Nach dem mir des Geld jetzt nicht so irre wichtig is, gibt auch noch was anderes.“<sup>98</sup>

„... ich bin nicht unbedingt unzufrieden über die Unsicherheit und des dauernde Auf und Ab und so, des ned. Ich merk nur, daß es schwierig is, immer wieder was Neues anzuleiern, die Arbeit bei ... is n Auslaufmodell und wenn dann so ne Dauereinnahme fehlt, muß ma sich hinterher was ganz anderes überlegen, völlig neu umstrukturieren, so halbwegs in der AOK bleiben, von der Geldseite her is des schon ein sehr, sehr fein ausgewogenes Gleichgewicht, des auch immer wieder neu einkalibriert werden muß, also des is auch mindestens genauso zeitaufwendig, wie jemand der n festen Job hat ... insofern zwischen ziemlich häufig total froh damit und ausgesprochen guter Laune bis hin zu halt durchhängen und sehr unzufrieden damit sein, doch mal n ordentlichen Job suchen wollen etc., ich reg mich da dann so auf drüber, daß es ned gut is, weils sehr anstrengend is halt manchmal, so sich zu organisieren, sehr risikoreich, also diese Unsicherheit, daß die Risiken irgendwann mal zu groß werden. Ich bin dem finanziellen Absturz immer relativ nah, also wenn irgendwas schief geht, z.B. n Unfall oder daß man nirgends mehr n Fuß rein kriegt usw. und dann steh ich halt quasi US-amerikanisch vor ner Situation, wo ich mir grundsätzlich überlegen muß, wies weiter gehen kann. Andererseits bin ich mir aber völlig sicher, daß mich des in ner festeren und damit auch bequemerer Arbeitswelt und Struktur nach kürzester Zeit so dermaßen ankotzen würd, daß ich überhaupt nicht viel glücklicher wär damit. Könnt ich überhaupt nicht mehr.“<sup>99</sup>

Es erscheint also zumindest fraglich, ob ‚Befristung‘ generell mit ‚Unsicherheit‘ gleichzusetzen ist und Unsicherheit immer vorwiegend negativ gesehen wird, wie bei den verbleibenden 6 Absolventen.

„... es is jetzt doch schon ne ganze Weile, da hab ich mich schon total daran gewöhnt, daß es so angenehm is und daß man auch irgendwie interessante Sachen hier machen kann und so, daß des angenehm is, sich nicht gleich wieder was Neues suchen zu müssen. Aber sofort

---

<sup>98</sup> Aus Textkorpus Nr. 10.

<sup>99</sup> Aus Fallzusammenfassung Nr. 31.

hats mich nicht gestört, des is jetzt zum ersten Mal, daß ich mir so denk, ach schade eigentlich.”<sup>100</sup>

„... ich hab die beiden Tätigkeiten dann für ne Festanstellung aufgegeben, weil des wollt ich unbedingt, wegen der sozialen Absicherung usw. ...”<sup>101</sup>

Vor allem das Vorhanden sein von Kindern spielt bei der Entscheidung für oder gegen eine selbständige bzw. befristete Tätigkeit eine Rolle (vgl. Punkt 3.5.4).

„... vor allem mit Kind is es wichtig, daß es eine feste Anstellung ist, Kontinuität.”<sup>102</sup>

„... und kurz drauf is dann meine Freundin schwanger geworden, des hat bei mir dann eher so ne Ernährerpanik ausgelöst, da mit nem Stipendium weiter hin zu wurschteln, des wärs nicht gewesen oder von Forschungsauftrag zu Forschungsauftrag zu hangeln, des war mir dann in der Situation einfach zu unsicher ...”<sup>103</sup>

„... auch ein Grund, wieso wir keine Kinder haben, beide über 40 und beide keine festen Jobs, noch nie gehabt ...”<sup>104</sup>

### 3.5.2 Inhalte der und Wege zu Tätigkeitsfeldern

Im Folgenden soll nochmals auf die wichtigsten Tätigkeitsfelder (neben Wissenschaft und Museum) und deren Inhalte sowie die Art des Arbeitgebers in diesen Bereichen eingegangen werden, damit die einzelnen Zuordnungskategorien transparenter werden. Außerdem kommt zur Sprache, wie die Absolventen zu ihren Arbeitsstellen gekommen sind und ob dort noch ein Bezug zur Ethnologie besteht.

#### a) Bildungsarbeit

Die Beschäftigten in der Bildungsarbeit sind die größte und heterogenste Gruppe: 2 Personen beschäftigen sich mit der Erstellung von Lernprogrammen als Projektmanagerin und als Autorin/Graphikerin, beide sind bei einer entsprechenden kleineren e-learning Firma angestellt. Weitere 2 Personen führen interkulturelle Trainings für wechselnde Auftraggeber durch (z.B. Wirtschaftsunternehmen oder staatliche Institutionen). Jeweils eine Person geht folgenden Beschäftigungen nach: Deutschunterricht an einem gemeinnützigem Fortbildungszentrum; Outdoor-Management-Trainings für eine Sportschule und Bildungsarbeit im Jugendbereich für

---

<sup>100</sup> Aus Textkorpus Nr. 21.

<sup>101</sup> Aus Fallzusammenfassung Nr. 30.

<sup>102</sup> Aus Fallzusammenfassung Nr. 17.

<sup>103</sup> Aus Fallzusammenfassung Nr. 35.

einen katholischen Verband; Trainingmanager in einem großen Wirtschaftsunternehmen.

b) Verlag/Buchhandel

Unter die Kategorie Verlag/Buchhandel fallen folgende Tätigkeiten und Arbeitgeber: Als erste Stelle war eine Person als Redaktionsassistentin bei einer Fernsehzeitung angestellt, ein Befragter war Voluntär und später Einkaufsleiter (technische Seite) bei einem Verlag und eine Person ist freiberuflichen Tätigkeiten in Redaktion und Herstellung nachgegangen. Aktuell sind unter den Absolventen ein Voluntär bei einer Zeitschrift, ein Redakteur bei einer Computerzeitschrift, eine Chefin vom Dienst bei einer medizinischen Fachzeitschrift, eine Assistentin der Bildredaktion für eine Fremdsprachenzeitschrift, ein Buchhändler bei einer großen Buchhandelskette und die Person, die zuvor Einkäufer bei einem Verlag war und jetzt zusammen mit einem anderen Ethnologen eine Firma für Dienstleistungen für Sachbuchverlage aufgebaut hat.

c) Film/Fernsehen und Musikbereich

Auffällig ist, daß sich in der Gruppe Film/Fernsehen ausschließlich Selbständige befinden. Jeweils eine Person geht folgenden Beschäftigungen im Bereich Film und Fernsehen nach: Rechercheleitung, Autorin, Eigen- und Fremdprojekte; Aufnahmeleitung; Eigen- und Fremdproduktionen als Teilhaberin an einer selbst gegründeten Produktionsfirma, Autorin; Fremdproduktionen als Teilhaberin einer selbst gegründeten Produktionsfirma. Eine Absolventin hat zusammen mit anderen ein eigenes Musiklabel gegründet und ist dort mit Musikproduktionen beschäftigt.

d) EDV

Unter dem Begriff ‚EDV‘ wurden folgende Tätigkeiten subsumiert: 2 Personen sind in der technischen Dokumentation beheimatet, einmal bei einer sehr kleinen Firma (4 Mitarbeiter) und einmal in einem größeren Unternehmen (deutschlandweit 220 Mitarbeiter). Ein Absolvent ist als Webprogrammierer in einer Internetagentur beschäftigt; eine Person war als Datenbankredakteurin im Internetbereich tätig und ist nun arbeitslos.

e) Migrationsbereich

Zum Migrationsbereich gehören: Die Betreuung von Bewohnern von Flüchtlingsunter-

---

<sup>104</sup> Aus Fallzusammenfassung Nr. 28.



künften der Stadt München; Referentin für Migration und Integration in der Zentrale eines deutschen Wohlfahrtsverbandes; Qualifizierungsberatung in der Abteilung Rückkehr- und Integrationshilfen beim Flüchtlingsamt (als erste Stelle in einer Beratungsstelle für ‚ausländische‘ Frauen).

Auf die Frage, wie die Absolventen zu ihren Arbeitsstellen gekommen sind, gaben sie 40 mal „... über ne normale Bewerbung ...“ an, also mit Bewerbungsunterlagen und –gespräch. 3 Stellen wurden über eine ABM-Maßnahme vermittelt und ebenfalls 3 über eine Zeitarbeitsfirma. In 22 Fällen wurden die Befragten nicht über eine Zeitungs- oder Internetanzeige auf die Stellen aufmerksam, sondern sind von Personen aus ihrem sozialen Umfeld (Freunde, Familie, Bekannte etc.) auf Möglichkeiten hingewiesen worden. Für 41 Stellen mußten sich die Absolventen nicht bewerben, sondern wurden aus Praktika übernommen (14 mal) oder bekamen die Stelle auf Grund von Kontakten (28 mal), d.h. beispielsweise durch ‚Mund zu Mund-Propaganda‘ (z.B. bei Selbständigen), durch Einstieg in die Firma von oder Gründung einer Firma mit Arbeitskollegen, Freunden oder Familie oder durch die Pflege von persönlichen Kontakten zu potentiellen Arbeitgebern, z.B. über Tagungen oder Zugehörigkeit zu bestimmten Institutionen.

Die herausragende Bedeutung von Kontakten (z.B. auch in der Wissenschaft) und zusätzlichen Qualifikationen ist immer wieder betont worden. Mehr als die Hälfte der Absolventen haben über direkte oder indirekte Kontakte eine Stelle gefunden. Ein Aspekt soll hier jedoch nicht verkannt werden: Nicht immer kommen solche Kontakte oder Qualifikationen geplant, quasi durch Vorsatz zustande. Gerade durch die vielfältigen, eben teilweise ohne bestimmtes Ziel aufgebauten Kontakte und Hinweise aus dem sozialen Umfeld der Absolventen und der Tatsache, daß es nicht *den* Beruf für Ethnologen gibt, sind sehr oft Zufälle ausschlaggebend für das Beschreiten eines bestimmten Weges. Bei mir entstand hier allerdings manchmal der Eindruck, daß dies von der eigentlichen ‚Wunsch-Tätigkeit‘ abgelenkt hat, insofern, daß das Erstbeste genommen wurde, weil man froh war, überhaupt eine Arbeitsstelle ergattert zu haben (was nicht heißt, daß man damit nicht genauso glücklich werden kann). Es wurde zwar keine direkte Auszählung von Schlagworten vorgenommen, jedoch ist ‚Zufall‘/‘zufällig‘ sicher eines der meist gebrauchten Worte in den Interviews und speziell im Zusammenhang mit dem

Berufsverlauf. Ebenfalls häufig sind Wendungen wie „... das hat sich so ergeben ...“ oder „... und dann bin ich halt da so reingerutscht ...“.<sup>105</sup>

Um dem Zufall etwas ‚nachzuhelfen‘, sollte die Kontaktpflege (‚Networking‘) bereits während des Studiums einen hohen Stellenwert bei Studenten und Institut einnehmen, z.B. in organisierter Form durch eine Praktikumsvermittlung und einen Alumni-Verbund.<sup>106</sup>

„Der [Oh mein Gott was soll ich nur machen-Blues] kommt immer, aber dann kommen eben die Zufälle, die dich halt dann in die Richtung leiten, wenn du irgend jemanden kennen lernst, der sagt, du ich hätt da was und dann machst es halt einfach, obwohl s vielleicht nicht das war, was du wolltest, bleibst da irgendwie kleben ...“<sup>107</sup>

„... und hab da durch nen saublöden Zufall meinen ersten Job gekriegt, der mit Ethno zu tun hatte und der mir Perspektiven aufgezeigt hat für nach dem Studium. Und zwar war des, ich bin damals bei den Nachbarn vorbei ... und gefragt, was sie machen und dann meinte einer so ‚ja du hast den Job‘ und ich so ‚hä, welchen Job?‘, ... und des waren zwei Dokumentarfilmer, die grad zufällig nen Ethnologen gesucht haben, der ne ethnologische Recherche für ihren Film macht, s ging um die verschiedenen praktizierten Religionen in ...“<sup>108</sup>

„... wobei ich mich auch da beworben hatte und haben sie natürlich gesagt, ja Ethnologe, ha, ha und bin dann eigentlich durch Zufall durch ne Urlaubsvertretung trotzdem da rein gerutscht und dann haben se gesehen, daß ich gut arbeite und rein passen würde, aber alleine durch die, dadurch daß Ethnologie in meiner Bewerbung stand, damit konnten se schon mal gar nix anfangen ...“<sup>109</sup>

An dieser Stelle soll genauer auf die in Punkt 3.4.2 und 3.6 bzw. 3.7 bereits angedeutete Notwendigkeit von Zusatzqualifikationen für bestimmte Bereiche eingegangen werden. Es gilt zwar überall: ‚Ausnahmen bestätigen die Regel‘, dennoch lassen sich für ein paar der hier genannten Tätigkeitsfelder Voraussetzungen nennen, die eine Rolle beim Einstieg der Absolventen in diese Felder spielten.

Im Verlagsbereich waren dies vor allem Praktika, das Voluntariat oder eine Zusatzausbildung, z.B. zum Fachzeitschriftenredakteur. Eine weitere Möglichkeit stellt der Einstieg über freie Mitarbeit dar.

---

<sup>105</sup> Die Hamburger Studie spricht ebenfalls von der „Zufälligkeit von Berufskarrieren“ und bemerkt das häufige Auftauchen des Wortes „Zufall“ (Luge-Erhardt, von Itter, Sökefeld 2001: 24).

<sup>106</sup> Vgl. Fischer 1988:20: „Alles Genannte bringt nicht nur Kenntnisse, die Entscheidungsgrundlage sein können, nicht nur Erfahrungen, Praxisnähe, sondern auch – und das ist ein wichtiger Aspekt – Kontakte. Kontakte mit Institutionen und Personen, die wiederum später für den Einstieg in berufliche Bereiche, von Bedeutung sind oder sein können.“

<sup>107</sup> Aus Fallzusammenfassung Nr. 25.

<sup>108</sup> Aus Fallzusammenfassung Nr. 11.

<sup>109</sup> Aus Textkorpus Nr. 23. Dies war, nachdem die Absolventin eine journalistische Zusatzausbildung absolviert hatte. Vgl. auch Punkt 3.7

Bei Film/Fernsehen und in der Musikbranche war es ebenfalls wichtig, bereits Erfahrungen (z.B. durch Jobs und Praktika) und ein gewisses Branchen-Know How vorweisen zu können und über die entsprechenden Kontakte zu verfügen.<sup>110</sup>

Bei den Personen, die in den Migrationsbereich gegangen sind, spielten vor allem folgende Dinge eine Rolle: Zum einen gute Kontakte zur ‚Szene‘ (z.B. über ehrenamtliche Arbeit) und/oder fundierte Kenntnis des Themas und/oder eines entsprechenden Landes (z.B. Türkei) und persönliche Erfahrungen, z.B. durch längere Auslandsaufenthalte.

Auch wenn nur ein Absolvent in der Zwischenzeit im Bereich Entwicklungszusammenarbeit/ Sustainable Development zu finden ist, haben sich doch einige Befragte auf Grund vieler gescheiterter Bewerbungen zu Voraussetzungen für dieses Tätigkeitsfeld geäußert. Folgende Faktoren spielen eine Rolle: Fundiertes Wissen zum Thema (Fachkenntnisse), Arbeitserfahrung im Ausland (z.B. durch Praktika) und Erfahrung in einem benötigten Berufsbild. Die Person aus der Stichprobe erwarb z.B. ein Post Graduate Diploma in Economics und beschäftigte sich bereits während der Studienzeit stark mit dem Thema Entwicklungszusammenarbeit, indem sie z.B. auch Mitglied in einer großen deutschlandweiten Arbeitsgruppe war. Nach dem Wirtschaftsdiplom konnte sie Erfahrungen in der selbst gegründeten Firma sammeln und anschließend durch eine journalistische Tätigkeit nochmals fundierte Kenntnis der ‚Szene‘ erlangen und Kontakte zu möglichen Arbeitgebern aufbauen.

Auf die Frage, ob bei der jeweiligen Beschäftigung noch ein Bezug zu den Inhalten der Ethnologie besteht, antworteten 26 Absolventen mit ‚Nein‘. 2 Personen tendierten zu dieser Antwort, konnten sich aber nicht ganz dafür entscheiden und 1 Befragte sah ganz eindeutig Bezüge zum interkulturellen Management, worüber zu ihrer Zeit Veranstaltungen am Institut angeboten wurden. 9 mal wurde die Frage mit ‚Ja‘ beantwortet, mit je 2 Personen aus den Bereichen Wissenschaft, Museum, Migration und Film/Fernsehen und einer Person aus dem Sustainable Development-Sektor. Von den restlichen Befragten liegen keine Angaben vor.

---

<sup>110</sup> „... und da haben die Jobs viel gebracht, man muß sich halt wirklich raus suchen, daß man nicht den Telefondienstjob bei Siemens macht, sondern wenn man weiß da und da will ich hin, dann muß man sich da schon die Muggeljobs suchen und wemms Kaffeekocher ist, egal, so kommt man rein und durch nichts anderes ... interessante Jobs in der Branche werden auch niemals ausgeschrieben und wenn dann nur pro Forma, BR oder ARTE auch ...“ Aus Fallzusammenfassung Nr. 39.

Auf die Frage an die Absolventen, deren Antwort ‚Nein‘ lautete, warum sie nichts ‚ethnologischeres‘ gemacht hätten, sprich Tätigkeiten, in denen die Inhalte der Ethnologie weiter zur Geltung kommen, wurde klar, daß darunter hauptsächlich die Bereiche Wissenschaft, Museum und der Bereich der Entwicklungszusammenarbeit (inkl. UNO) verstanden wurden bzw. werden, evtl. noch interkulturelle oder touristische Tätigkeitsfelder.

„... n Job im Museum konnt ich mir nicht so gut vorstellen, GTZ und Entwicklungshilfe überhaupt ist Feindbild gewesen und an der Uni immer weiter sinnlos Ethnologen zu produzieren, fand ich auch nicht so erstrebenswert ...“<sup>111</sup>

Nicht-ideologische Hemmnisse, in diese Bereiche zu gehen, waren meist folgender Art. Wie bereits erwähnt, spielte das Fehlen der formalen Voraussetzungen eine Rolle, also fehlende praktische Erfahrungen oder auch Sprachkenntnisse (z.B. für die UNO).

„... für Arbeit im Museum, die Stellen sind rar und verlangen Leute mit Vorkenntnissen, guten Willens zu sein reicht zum anfangen nicht und um so mehr gilt des für die Entwicklungshilfe, die brauchen Leute, die was können, nicht die was lernen wollen. Und es is schon so, des Studium mag einen mit einigen Sachen ausstatten, aber es befähigt einen zuerst einmal zu nichts, man muß nach dem Studium lernen und da hat niemanden auf einen gewartet.“<sup>112</sup>

Viele waren der Meinung, in den o.g. Tätigkeitsfeldern sowieso keinen Job zu bekommen und wenn, müsse man sich von Projekt zu Projekt hangeln oder verdiene nichts. Der finanzielle Faktor (neben mangelnden Aussichten) ist auch oft als Grund angegeben worden, nicht promoviert zu haben, z.B. weil man erst den elterlichen Kredit zurückzahlen oder ihnen generell nicht mehr „... auf der Tasche liegen ...“ wollte.

Manche sahen auch die persönlichen Voraussetzungen, wie z.B. den Gefallen an längeren Auslandsaufenthalten oder am wissenschaftlichen Arbeiten, nicht für sich gegeben:

„... für interkulturelle Trainings bin ich nicht genug Entertainermäßig drauf ...“<sup>113</sup>

„... ich hab mich dann in Afrika auch sehr fehl am Platz gefühlt ... und allerspätestens bei der Magisterarbeit hab ich gemerkt, aber auch schon vorher bei den Seminararbeiten, daß des ne Quälerei is für mich, des zu schreiben, ich hab nie so viel fern gesehen als zu der

---

<sup>111</sup> Aus Fallzusammenfassung Nr. 18.

<sup>112</sup> Aus Fallzusammenfassung Nr. 49.

<sup>113</sup> Aus Fallzusammenfassung Nr. 24.

Zeit, wo ich Magisterarbeit hätte schreiben sollen, lieber staubsaugen und sonst was, als irgendwas aus den Fingern saugen ...”<sup>114</sup>

„... hab dann n paar Leute gekannt, die da Reiseleiter waren und gehört, daß des irgendwie schon hauptsächlich die Betreuung der Leute is und des ned immer so leicht is und man dann sehr lang auch im Ausland is, ich hatte da dann auch schon festen Freund und mir des dann nimmer so toll vorgestellt, n halbes Jahr irgendwo zu sein ...”<sup>115</sup>

Ebenso gibt es Absolventen, die entweder schon während des Studiums in nicht- oder weniger ‚ethnologische‘ Arbeitsfelder wollten (z.B. EDV) oder einen Bereich gefunden haben, der ihnen auch ohne Ethnologie Spaß macht (z.B. Bildredaktion in einem Verlag). Oder Optionen auf eine Tätigkeit in ‚ethnologischen‘ Bereichen wurden nicht stark genug verfolgt:

„... hat sich nie angeboten, da hätt ich danach suchen müssen, sehr ehrgeizig und sehr klar und des hab ich nicht gemacht. In ner gewissen Hinsicht war des schon angedacht, aber es hätt daher kommen müssen, also wenn mir des übern Weg glaufen wär und mich des ausreichend stark interessiert hätte, hätt ich mit Sicherheit zugegriffen und mir ned irgendwie gedacht des wird eh nix und so, aber des is wohl nicht der Weg, um an solche ‚ethnologischen Dinge‘ planmäßig und längerfristig ranzukommen ... ich hab Bekannte, die es gemacht haben und deswegen weiß ich, wies ausschaut und des war für mich nicht drin. Des hat was, des klingt a bissl aufgeblasen, aber des hat was mit Chronologie und Choreographie zu tun, wie die Dinge daher kommen, wenn ichs machen kann und wenn ichs einfach ned machen kann und wenn des irgendwie mit großem und schwerem Bröseln zu tun hat, mit sich bemühen und Anträge schreiben etc., Du weißt schon was ich meine, wenn des so diese Bohrermaßige, sich-langsam-hochquäle-Nummer gewesen wär, dann geht’s ned für mich.”<sup>116</sup>

Auch hier zeigt sich, daß es für manchen Studenten evtl. nützlich gewesen wäre, dem „Übern Weg laufen“ wie oben angedeutet etwas nachzuhelfen.

In Bezug auf die drei in Punkt 3.3.5 genannten Verlaufstypen ist klar festzustellen, daß alle beschäftigten Absolventen (bis auf einen) des Typs A, also diejenigen, die ihr Studium zielgerichtet ‚durchgezogen‘ haben, heute noch mit den Inhalten der Ethnologie zu tun haben. Die Befragten hingegen, die Typ B zuzuordnen sind und die in ihrem Studium keinen fruchtbaren Weg gefunden haben, ihr aufkeimendes Spezialinteresse umzusetzen und konkret werden zu lassen, sehen in ihrer heutigen Beschäftigung ausnahmslos keinen Bezug mehr zur Ethnologie und sind in Beschäftigungsfeldern wie Handel, EDV oder Verlag zu finden. Die Gruppe des Typ C ist in fast allen Tätigkeitsfeldern anzutreffen, mit und ohne Bezug zur Ethnologie, je nach dem welche Richtung sie während ihres Studiums

---

<sup>114</sup> Aus Fallzusammenfassung Nr. 27.

<sup>115</sup> Aus Fallzusammenfassung Nr. 41.

<sup>116</sup> Aus Fallzusammenfassung Nr. 31.

durch Praktika, Auslandsaufenthalte oder regionale und /oder thematische Spezialisierung etc. eingeschlagen haben.

#### Exkurs: Hörensagen

In den Interviews wurde des öfteren auf Freunde und Bekannte verwiesen, die ebenfalls in München das Ethnologiestudium abgeschlossen haben und nun in diversen Bereichen tätig sind; der Vollständigkeit halber soll hier kurz darauf eingegangen werden, auch wenn dies außerhalb des methodischen Vorgehens steht.<sup>117</sup>

7 Absolventen haben demnach promoviert, wovon inzwischen 5 in der Wissenschaft tätig sind, u.a. an Universitäten in Australien, England und Kanada. Jeweils 3 ‚Ehemalige‘ fanden Beschäftigung in der Entwicklungszusammenarbeit, z.B. beim DED und bei Film/Fernsehen und Radio. Jeweils 2 sind in Verlagen (Redakteur, Lektor) und als Journalisten tätig. Weitere 3 Personen arbeiten im Bildungsbereich (VHS-Leitung; Weiterbildung in Wirtschaftsunternehmen; Mediation und Teamentwicklungs-/Interkulturelle Trainings). 1 Person ist als Reiseleiter beschäftigt.

#### 3.5.3 Zufriedenheit mit der jetzigen Beschäftigung und berufliche Zukunftspläne

Über zwei Drittel der Absolventen sind mit ihrer derzeitigen Beschäftigung zufrieden, was sich in Äußerungen wie „... das ist, was ich immer wollte ...“, „... des gefällt mir sehr gut, ich hab gemerkt, daß mir des liegt ...“ oder „... so wies läuft, ist es ganz o.k., ich hab nichts anderes vor ...“ zeigt. 4 Personen sind in ihrer jetzigen Position nicht glücklich, weil die Arbeit nicht befriedigend ist und nicht ihrer Qualifikation entspricht. 8 ehemalige Studierende haben sich dazu nicht geäußert.

Nach ihren beruflichen Zukunftsplänen befragt, konnten sich viele konkret dazu äußern, allerdings sind die Antworten so unterschiedlich, daß sie kaum zu kategorisieren sind. Auffallend ist jedoch, daß ein Großteil (26) zwar bei der momentanen Beschäftigung bleiben will, sich aber Gedanken macht, wie diese mit ‚ethnologischeren‘ Inhalten zu bereichern wäre, z.B. indem man Lernprogramme zu ethnologischen Themen kreiert oder

nebenher als freier Journalist über Themen wie ‚Globalisierung‘ schreibt. Die Selbständigen wünschen sich meist, daß ihre Unternehmungen erfolgreich bleiben oder erfolgreicher werden und schmieden Pläne zur Ausweitung ihrer Geschäfte. Einige spielen mit dem Gedanken, sich selbständig zu machen und/oder ins Ausland zu gehen, 2 Personen wollen sich einem Zweitstudium (Medizin bzw. Soziale Arbeit) widmen. Mit der Ethnologie abgeschlossen haben nur ganz wenige, auch wenn 10 der Befragten keine berufliche Verwertung mehr anstreben, sondern sie „... wohl eher im Herzen bewahren ...“ werden.

#### 3.5.4 Einkommen

Betrachtet wird hier das Einkommen aus der ersten sowie aus der aktuellen Stelle. Dabei entstand während der Interviews folgendes Problem. Gefragt wurde nach dem Netto-Einkommen; die Angestellten konnten dies meist nennen, die Selbständigen jedoch nicht, da ihr ‚Netto‘-Gehalt endgültig meist erst ein Jahr später feststeht und sich auch anders berechnet. Deshalb wurde die Frage nach dem Einkommen quasi zweigeteilt: Angestellte wurden um Angabe des Netto-Einkommens gebeten und die Selbständigen nach der des Brutto-Gehalts.<sup>118</sup> Dem entsprechend wird die Einkommenssituation für beide Gruppen getrennt betrachtet.

Bei der ersten Stelle ergibt sich für die Angestellten ein durchschnittliches Einkommen von 1.277,- Euro netto (n=24), für die Selbständigen sind es 2.726,- Euro brutto (n=9). 8 Personen konnten keine Angaben machen, weil sie sich entweder nicht erinnern konnten oder ein durchschnittlicher Verdienst einfach nicht anzugeben war, da sich das Einkommen aus verschiedenen Bestandteilen zusammensetzt und stark von Auftragslage oder Absatzmöglichkeiten abhängt.<sup>119</sup>

In 250,- Euro-Schritte eingeteilt, ergibt sich daraus für die Angestellten folgendes Bild.

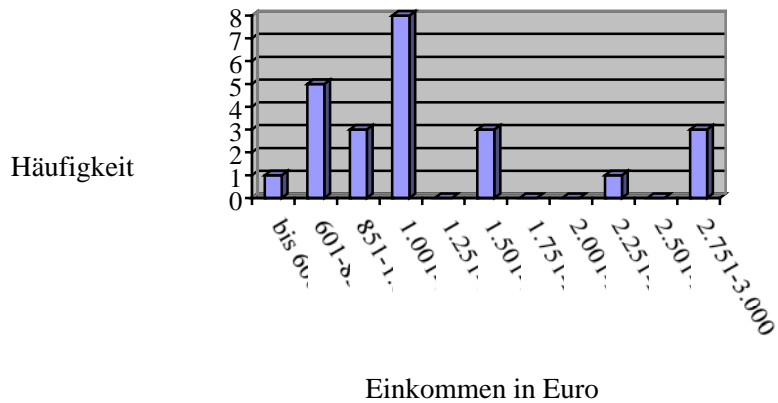
---

<sup>117</sup> Keine Berücksichtigung finden hier Dozenten in München außerhalb der Stichprobe.

<sup>118</sup> Der besseren Vergleichbarkeit wegen wäre es sinnvoller gewesen, beide Gruppen um die Angabe des Brutto-Gehalts zu bitten.

<sup>119</sup> Hier hätte ich fragen sollen, wieviel diejenigen monatlich ‚zum Leben‘ brauchen.

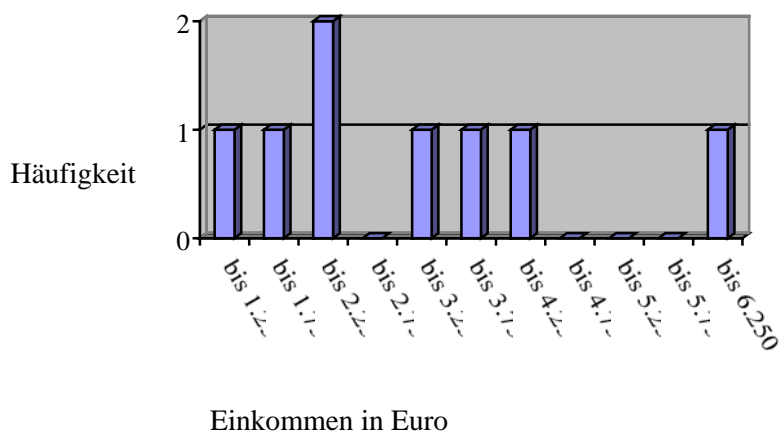
### Netto-Einkommen der Angestellten, 1. Stelle



Die Einkommen bis 1.000,- Euro lassen sich hauptsächlich mit Teilzeitbeschäftigung (5) erklären, außerdem durch je eine Stelle als Voluntär, in der Wissenschaft und dem Aufbau einer selbständigen Tätigkeit. Das Gehalt ab 2.250,- Euro setzt sich aus je 1 Nennung aus dem EDV-Bereich, aus der Film/Fernsehen und Musikbranche, aus dem Verlagswesen und einer aus dem Journalismussektor zusammen.

Da die Einkommenssprünge bei den Selbständigen teilweise sehr groß sind und das Bruttogehalt höhere Werte erreicht, wurde hier der Übersichtlichkeit wegen eine Einteilung in 500,- Euro-Schritte vorgenommen.

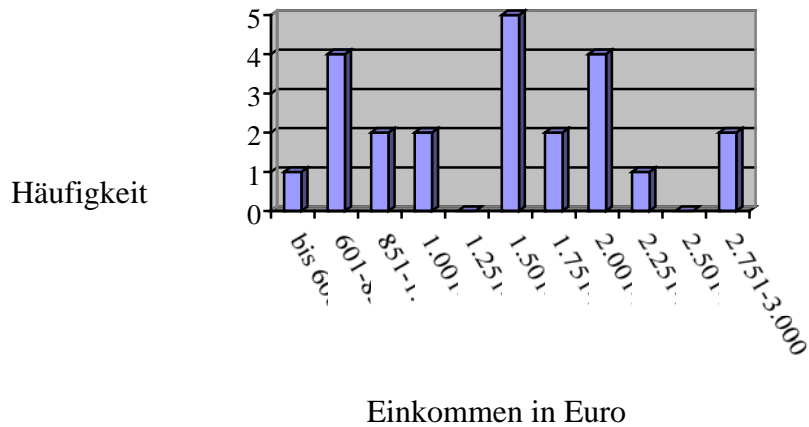
### Brutto-Einkommen der Selbständigen, 1. Stelle





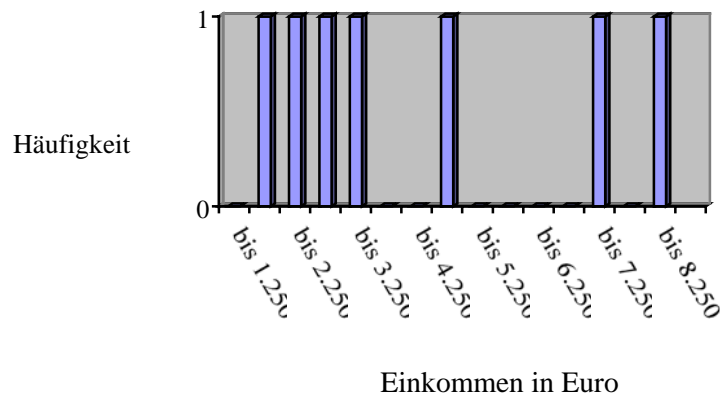
Bei der aktuellen Stelle erhalten die Angestellten Gehälter von durchschnittlich 1.356,- Euro netto (n=23, 6 davon Teilzeit), die Selbständigen verdienen im Mittel 4.450,- Euro brutto (n=7). Nicht mit eingerechnet sind hier jeweils 3 Personen, die arbeitslos bzw. als Hausfrau tätig sind.

**Netto-Einkommen der Angestellten, aktuelle Stelle**



Auffallend ist der Rückgang der Einkommen bis 1.250,- Euro um 8 Nennungen; dies entspräche der Annahme, daß das Gehalt mit der Anzahl der Stellen steigt. Bei Einkommen über 2.250,- Euro gibt es allerdings eine Nennung weniger, es hat also eine Konzentration im mittleren Bereich statt gefunden.

**Brutto-Einkommen der Selbständigen, aktuelle Stelle**



Auch hier läßt sich eine leichte Verschiebung nach oben erkennen, obwohl im Verhältnis zur 1. Stelle 2 Personen weniger in die Kategorie der Selbständigen fallen. Dies läßt sich

folgendermaßen erklären: Personen, die in der 1. Stelle freiberuflich tätig waren, haben in der Zwischenzeit durch eine fest Stelle ihr Gehalt verbessern können und fallen aus dieser Gruppe heraus. Dafür haben z.T. Personen, die zuvor angestellt waren, sich mit einer eigenen Firma selbständig gemacht, wodurch meist ihr Einkommen gestiegen ist.

Auch wenn nicht konkret nach dem Stellenwert eines guten Einkommens gefragt wurde, scheint es doch so zu sein, daß die meisten dem keine übermäßige Bedeutung beimessen. Des öfteren fielen Bemerkungen wie „... wenn man Geld verdienen will, macht man Jura oder BWL ...“ oder „... Ethnologie ist sicher kein Karrierestudium ...“. 12 Personen gaben explizit an, daß eine gewisse Grundsicherung zwar schon wichtig sei (vor allem für die Absolventen mit Nachwuchs), aber „... ein gutes Team und daß die Arbeit Spaß macht, sind mir wichtiger ...“.

„Ich krieg auch nicht mehr Geld, als ne Kassiererin, aber ich denk mir dann halt, die is dann immer so gschafft am Abend und muß dann halt sieben Mal im Jahr irgendwo hin fahren und ich egal was ich mach, die Grenze zwischen Arbeit und Freizeit is bei mir einfach fließend, und ich seh‘ s halt nicht als Arbeit, sondern s macht mir einfach Spaß. Und dadurch wird des Finanzielle dann wieder ausgeglichen.“<sup>120</sup>

### **3.6 Bewertung des Studiums**

Die Bewertung des Studiums war fast immer der emotionalste Teil des Interviews und hat auch entsprechend viel Zeit eingenommen. Die Befragten wurden aufgefordert zu erzählen, was sie im Nachhinein als Positiv und als Negativ am Studium bewerten würden bzw. was ihnen im Studium gefehlt hat. Daraufhin sind vielfältige Aspekte des Studiums zur Sprache gekommen, meist die – aus Sicht der Befragten – negativen. Allerdings liegt dies in der Natur der Sache: Es war wohl allen Befragten klar, daß eine Frage dieser Arbeit ist, wo man das Studium – auch, aber nicht nur im Hinblick auf das Leben nach der Magisterprüfung – verbessern könnte. Dabei gehen die meisten davon aus, daß ein generell mehr ihren Bedürfnissen entsprechendes Studium sie generell auch besser auf die Zeit danach vorbereitet hätte. Deswegen kommen hier auch Punkte zur Sprache, die nicht unmittelbar in Bezug zum Geschehen nach dem Studium stehen.

Es soll also nicht der Eindruck einer ‚Generalabrechnung‘ mit dem Institut erweckt werden, denn obwohl das Interview sicher für viele eine gute Gelegenheit war, alles zu sagen, ‚was man immer schon ein mal gesagt haben wollte‘, wurde die Kritik meist vorsichtig und relativierend angebracht, unter Einbeziehung eigener Schwächen, allgemeiner Rahmenbedingungen, wie das universitäre System der BRD an sich oder die generelle Situation des Faches in München und der kritischen Betrachtung anderer Studienfächer.

„... ich will des nicht dem Studium als solchem anlasten, die Struktur mag schwierig gewesen sein, ne Zwischenprüfung wär hilfreich gewesen, aber des kann man nicht dem Fach anlasten, also irgendwie müssen die jungen Leut auch selber auf die Idee kommen, was sie wollen und mir ist die Idee halt nicht rechtzeitig gekommen, schade, aber des will ich nicht als Pauschalkritik am Studium verstanden wissen, es war a gute Zeit, ich find, des bildet ungemain, insofern war ich schon zufrieden, aber ich hätt mehr draus machen können und sollen.“<sup>121</sup>

In diesem Zitat wird bereits ein Punkt angesprochen, der von vielen als problematisch eingestuft wurde, nämlich die mangelnde Strukturierung des Studiums. Dieser Aspekt hängt eng mit dem Thema ‚Eigenengagement‘ zusammen, wie überhaupt die verschiedenen Gesichtspunkte eines Studiums nur schwer getrennt voneinander zu betrachten sind. Außer den eben genannten Themen werden im Folgenden Auslandsaufenthalte und Feldforschungspraxis sowie der Mangel an Praxisbezug und Perspektiven für die Zeit nach

---

<sup>120</sup> Aus Fallzusammenfassung Nr. 51. Die Absolventin ist auf Teilzeitbasis beschäftigt.

<sup>121</sup> Aus Fallzusammenfassung Nr. 49.

dem Studium behandelt. Außerdem soll auf die Punkte Interdisziplinarität, Mentoring und Praktika eingegangen werden. Die Perspektive, aus der diese Dinge bewertet werden, beispielsweise, ob vom Standpunkt des damaligen Studenten aus argumentiert wird oder aus der heutigen Sicht der Absolventen, wurde in den Interviews meist relativ klar benannt, z.B. mit ‚damals/im Nachhinein‘ oder ‚als Student/insgesamt‘.<sup>122</sup>

Allerdings äußerten viele derjenigen, die heute noch mit den Inhalten des Faches zu tun haben, die gleiche Kritik, wie solche Absolventen, die sich, z.T. bereits während des Studiums, anderweitig orientiert haben. Auch einige derjenigen, die trotzdem ihren Weg gemacht und z.B. den direkten Vergleich durch ein Auslandsstudium haben, vermißten die hier genannten Punkte. Die Kritik kann also nicht generell, wie man auch vermuten könnte, aus einer mangelnden Strukturiertheit des eigenen Lebensplans entspringen, obwohl einige der Befragten tatsächlich vom Studium als „Orientierungsphase“ sprechen. Die fallspezifischen Motive für die Kritik mögen zwar unterschiedlich sein – ein Wissenschaftler fordert z.B. mehr Feldforschung während dem Studium, weil es ihn besser auf die Anforderungen seiner Tätigkeit vorbereitet hätte; jemand, der heute nichts mehr mit Ethnologie zu tun hat, fordert das gleiche, weil er gerne dieses Erlebnis gehabt hätte, es als einen unabdingbaren Bestandteil des Studiums empfindet oder darin eine verpaßte Chance für das Einschlagen eines ‚ethnologischeren‘ Weges sieht – die Kritik an sich, nämlich ‚zu wenig Feldforschungsmöglichkeiten‘, bleibt die selbe. Aus dem vorliegenden Material ist somit kein genereller Zusammenhang zwischen einzelnen Kritikpunkten an sich und bestimmten Tätigkeitsfeldern festzustellen. Ebenso kann man nicht bestimmte Kritikpunkte einem der zuvor genannten Verlaufstypen zuordnen. Zwar wurde z.B. der Wunsch nach mehr Führung und Druck tendenziell besonders von Absolventen des Typ B geäußert, aber auch die Befragten, die den anderen Typen zugeordnet werden können, äußerten vielfach diese Kritik.

Beginnen werde ich aber zunächst (anders als die meisten Befragten) mit den genannten schönen Seiten des Studiums.

### 3.6.1 Positive Aspekte des Studiums

---

<sup>122</sup> Abgesehen von den generellen Charakteristika biographischen Erzählens, die in Punkt 2. erwähnt wurden.

Diese Frage löste oft sehr langes und angestregtes Nachdenken aus „[nach einer Stunde Interview]... ich denk immer noch so halb über was Positives nach ...“, teilweise ohne Erfolg:

„... aber es is jetzt eigentlich komisch, weil mir hat des Studium ja schon gefallen und trotzdem kann ich nur schlechte Sachen drüber sagen ...“<sup>123</sup>

„... im Großen und Ganzen war’s schon o.k., aber ich weiß nicht, wie ich des o.k. jetzt einzeln auflisten kann. Was sagt man denn da?“<sup>124</sup>

Den meisten fielen dann aber doch einige positive Seiten des Studiums ein. Geschätzt wurde vor allem die Möglichkeit, frei (d.h. ohne oder fast ohne Pflichtveranstaltungen) aus einem Angebot auswählen zu können (20 Nennungen), das breit gefächert ist (6 Nennungen).<sup>125</sup>

„... ich denk alle diese Facetten von Paprothschen Barentänzen bis hin zu Franz Fausts Lateinamerika Medizinmann-Studien bis hin zu afrikansiche Frauenbilder bei Frank, es war alles ne Facette vom ganzen und ich glaub s wär schade, wenn eine Facette gefehlt hätte, eigentlich.“<sup>126</sup>

14 Befragte erinnerten sich besonders gerne an den Zusammenhalt der Studenten (6 davon speziell an die Fachschaft), ebenso viele an bestimmte Dozenten und deren Veranstaltungen.

„... der war ein echter Alleinunterhalter, der konnte einen richtig mitreißen, da sind se sogar von anderen Fakultäten gekommen, auch weil er viel von seiner ganzen Erfahrung und seiner Person reingebracht hat und aktuelle Sachen gemacht hat ...“<sup>127</sup>

6 der Befragten schätzten auch die Flexibilität der Dozenten, d.h., daß „... nicht immer alles nach Schema ablaufen muß ...“ und man „... keine Prügel zwischen die Beine geschmißen bekommt ...“, z.B. bei der Themenwahl und –bearbeitung. Die Flexibilität betrifft auch die Möglichkeit der relativ freien Zeiteinteilung.

„Des angenehme an dem Institut war, man stand nie unter Verdacht, egal was man gemacht hat, einer von diesen Studenten zu sein, die sowieso immer schlechter nachwachsen und

---

<sup>123</sup> Aus Textkorpus Nr. 8. Sicherlich gibt es dafür psychologische Erklärungen, mit denen ich mich hier aber nicht befassen kann.

<sup>124</sup> Aus Textkorpus Nr. 21. Hier wird ein evtl. Vorteil von Antwortvorgaben deutlich.

<sup>125</sup> 8 Befragte sahen darin gleichzeitig große Nachteile, vgl. Punkt 3.6.2

<sup>126</sup> Aus Fallzusammenfassung Nr. 11.

<sup>127</sup> Aus Fallzusammenfassung Nr. 12.

fauler sondern, des is dein Ding, aha, du willst des so schnell wie möglich machen und wenn schönes Wetter is, hast keine Zeit, o.k.”<sup>128</sup>

Über ein Drittel der Absolventen meinte: „Es war eine schöne Zeit“; weitere Nennungen waren: „Arbeitsgruppen“ (7), „im Gegensatz zur Arbeit purer Luxus“ (7 Absolventen, die vor dem Studium bereits berufstätig waren), „gutes Verhältnis zwischen Studenten und Dozenten“ (5), „ein einfaches Studium“ (5), „viel gelernt“ (4), „Exkursionen“ (3) und „eine faszinierende Bibliothek“ (3).

Einen engen Zusammenhang mit der Möglichkeit, frei auszuwählen, sehen die Befragten mit dem Thema ‚Eigenengagement‘ – 10 Personen empfanden die Notwendigkeit, selbst aktiv zu werden ohne Einschränkungen als positiv. Dazu gehörten Absolventen, denen es gelungen ist, sich in Arbeitsgruppen oder in der Fachschaft zu organisieren, solche, die von Anfang an ihr Spezialgebiet bzw. –thema hatten oder die die Möglichkeit zu Eigenengagement generell als ‚Privileg‘ ansahen. Die Hälfte dieser Personen (hat) promoviert.

„... is dann eine Arbeitsgruppe entstanden, die sich speziell mit dem Thema auseinandergesetzt hat, gabs Jahre, anfangs einmal pro Woche, dann zweimal, in so fern muß es nicht schlecht sein, ich würds als sehr positiv sehen, daß dann eben aus diesem erkannten Mangel dann halt eigentlich ne Eigeninitiative entstanden is, die uns glaub ich allen viel mehr gebracht hat, als n Seminar, so würd ichs mal sehen ...”<sup>129</sup>

„... du mußst selber arbeiten lernen, auf nem ganz ganz starken Level, viel stärker, als so mancher andere Student des überhaupt tun darf ... den Grund, den ich dafür seh, daß es ned funktioniert hat is auf jeden Fall selber blöd und ned, daß es ned zur Verfügung gestellt wird ... des Eigenengagement als Muß war eigentlich mehr eine Bereicherung ...”<sup>130</sup>

Die restlichen Absolventen konnten diese Meinung nicht (23) oder nur beschränkt teilen (8). Auf die Gründe dafür und den damit verbundenen Aspekt der Studienstruktur wird im Folgenden eingegangen.

### 3.6.2 Eigenengagement und das Strukturproblem

---

<sup>128</sup> Aus Fallzusammenfassung Nr. 50. Die Absolventin mußte bei schönem Wetter arbeiten.

<sup>129</sup> Aus Fallzusammenfassung Nr. 24.

<sup>130</sup> Aus Fallzusammenfassung Nr. 31.

Diejenigen, die sowohl positive als auch negative Seiten in der Notwendigkeit eines starken Eigenengagements sahen, vermißten hauptsächlich die Möglichkeit, sich austauschen zu können sowie die fehlende Unterstützung, wenn man sie benötigte und meinten:

„... ich finde es toll, offene Themen selbständig zu bearbeiten, aber die Ethnologen müßten einen besser drauf vorbereiten, wie man es dann zu Hause im Eigenengagement macht ...“<sup>131</sup>.

Dem größten Teil der Studenten war zwar klar, daß ein gewisses Maß an Selbständigkeit und Eigenengagement zum Wesen eines geisteswissenschaftlichen Studiums gehören (verharrten also nicht nur in der oft gescholtenen ‚Konsumhaltung‘)<sup>132</sup>, jedoch haben viele das vermißt, was im Weiteren unter dem Aspekt ‚Mangel an Struktur‘ subsumiert werden soll und auch von den meisten Befragten mit dem Begriff ‚Struktur‘ benannt wurde.

Dazu gehört zum Einen das Fehlen einer gemeinsamen Basis, eines ”ordentlichen Fundaments” für das Studium:

„... du hast halt dieses 68er antiautoritäre Gelaber oft gehört, von wegen der Student soll sich selber aussuchen und so und im Nachhinein kommts mir halt schon son bisschen vor, daß irgendwie die Dozenten eigentlich so auch des gemacht haben, was sie wollten und wenig darauf geachtet haben, daß halt so ne Linie drin is, daß die Leute halt auch eine Ausbildung haben, die irgendwie vergleichbar is, daß halt jeder son gleiches Wissen hatte, im Endeffekt hörte jeder auf mit Völkerkunde zu studieren und keiner, also ich hatte den Eindruck jeder macht halt irgendwas, aber man kann sich da nicht auf son gemeinsames Ding, auf einen gemeinsamen Nenner zurückführen ... des ganze wird dann so in nem Deckmäntelchen der Eigenverantwortlichkeit der Studenten gehüllt, aber im Endeffekt is es halt schon, wenn du dir mal international ankuckst, was in dem Institut passiert, dann is es halt schon ziemlich peinlich, ja.“<sup>133</sup>

Mit dem „68er antiautoritären Gelabere” wird auch ein Aspekt angesprochen, der mal mehr, mal weniger direkt zur Sprache kam, nämlich eine gewisse Differenz zwischen vielen Studenten und Dozenten in der allgemeinen Auffassung von Bildung. Z.B. meinte dazu ein Absolvent, daß „... das unstrukturierte Studium zu einer alten Gesellschaft ...” gehört oder es wird, wie im nächsten Punkt angesprochen, das „Humboldtsche Bildungsideal” kritisiert. Aber auch unter den ehemaligen Studenten selbst bestehen solche Differenzen (vgl. Punkt 3.6.4).

---

<sup>131</sup> Aus Textkorporus Nr. 9.

<sup>132</sup> Vgl. Punkt 3.6.2.1. Dazu die Münchner Studienordnung für Ethnologie(:9): „Für ein umfassendes Studium ist deshalb eine eigenständige Beschäftigung mit den Fachinhalten unumgänglich.”

<sup>133</sup> Aus Fallzusammenfassung Nr. 20.

Viele Befragte vermißten dementsprechend einen gewissen Druck und die persönliche Führung durch das Studium:

„... ich bin da nicht der Typ, ich hätte mehr Leitfaden und Druck gebraucht ... is natürlich auch, wenn man Student is, irgendwie ganz angenehm, wenn man diesen Druck nicht hat und so vor sich hin studieren kann und auch kein Hahn danach kräht, ob man jetzt da is oder nicht oder ob man statt dessen arbeiten geht, aber da wo auch die persönliche Betreuung durch die Dozenten mehr vorhanden ist und die Kontrolle, daß man da schon mehr raus ziehen kann als bei uns ... aber da ich ja dann immer mein, des is alles meine Schuld und ich hätt nicht aufgepaßt oder hätt's mir erarbeiten können, weil offensichtlich schaffen des andere Leute auch, die engagieren sich am Institut so sehr, daß oder die suchen sich jemanden, der sie irgendwie quasi unter die Fittiche nimmt und begleitet, da bin ich irgendwie nicht der Typ dazu und dann mein ich immer ich hab nicht des Recht zu sagen, des und des is nicht gut, aber jetzt wird's mir langsam bewußt und ich krieg mit, daß es woanders einfach anders läuft. Sicherlich so, daß es auch persönlichkeitsbildend is, wenn man sich da selber durchkämpfen muß, aber bei uns is irgendwie so, hey, riesige bunte große Spielwiese und man kann alles machen und viel Spaß und bis bald. Also es is persönlichkeitsbildend, aber irgendwie wirklich was mit anfangen kann man so nicht.“<sup>134</sup>

18 der Befragten gaben an, den Mangel an Leitfaden und Druck, wie in dem Zitat angedeutet, durch die enge Zusammenarbeit mit einem Dozenten weitgehend ausgeglichen zu haben, 4 Personen taten dies durch die Fachschaft und 3 organisierten sich in AGs.<sup>135</sup>

Eines soll noch erwähnt werden: Bis auf 3 bis 4 Fälle kann keinem der Absolventen, zumindest soweit es aus den Interviews hervor geht, eine grundsätzliche Unlust am Studium oder ‚vorsätzliche‘ Faulheit vorgeworfen werden.

„... des fand ich schon schade, muß ich sagen, ich find des auch wichtig, des so festzuhalten, es war weder in Geschichte noch in Germanistik so, tragisch oder, unheimlich engagiert wenn die da rein gehen, klar, es gibt immer so Leute, die so Hippie-mäßig ma kuckn, aber der Großteil, wenn se sich dafür entscheiden, glaub ich, dann wollen die nicht in Wirklichkeit BWL machen. Und wenn die dann so desillusioniert da raus gehen.“<sup>136</sup>

Dieses Zitat könnte man beispielsweise dahingehend auslegen, daß die ehemaligen Studenten mit ihrem anfänglichen Enthusiasmus und Engagement ins Leere laufen, also ‚keiner aktiven Struktur‘ begegnen, die einen Anknüpfungspunkt für Eigenengagement bieten würde und damit das Engagement im Laufe der Zeit im Sand verläuft (außer man hat das Glück bzw. die Fähigkeit, sich rechtzeitig eine der o.g. ‚Andockmöglichkeiten‘ eröffnet zu haben).<sup>137</sup> Was in diesem Zusammenhang auch thematisiert wurde war, daß Dozenten

---

<sup>134</sup> Aus Fallzusammenfassung Nr. 43. Vgl. Punkt 3.8 ‚Softskills‘/‘Hardskills‘.

<sup>135</sup> Natürlich waren weit mehr in der Fachschaft oder deren ‚Dunstkreis‘ engagiert und auch ‚außenstehende‘ Studenten profitierten von selbst organisierten Seminaren und Vortragsreihen.

<sup>136</sup> Aus Fallzusammenfassung Nr. 40.

<sup>137</sup> Vgl. auch Punkt 3.3.2



immer wieder nur für wenige Semester in München blieben und damit ein geordnetes Studium erschwert wurde (vgl. Punkt 3.).<sup>138</sup>

### 3.6.2.1 Die fehlende Basis und der Mangel an Feedback

„Die Kernproblematik ist eigentlich, daß auf des Rüstzeug und grundlegende Handwerkszeug eines Ethnologen - ned mal hingewiesen wird, da muß man schon selber ganz gut hinschaun und da is man am Anfang einfach überfordert, weil ma inhaltlich ja noch gar nicht weiß, wos lang gehen soll ... sicher, die Vorkauerei soll sich schon irgendwann mal aufhören ... zwei Tage wissenschaftliches Arbeiten, da braucht man sich auch nicht wundern, wenn dann hinterher so komische Sachen dabei rauskommen, ich kann jemanden nicht für was schimpfen, was ich ihm nicht vorher gscheit beigebracht hab. Klar muß ich mich selber bemühen, weil ich studiere ja, aber trotzdem. Der Grundüberblick fehlt halt einfach ... hab mir vorm halben Jahr mal des Vorlesungsverzeichnis angeschaut, ja es werden jetzt andere Sachen mitbetrachtet, is teilweise wirklich zeitgemäßer geworden, aber trotzdem, ich finds sogar noch verwirrender als früher, wenn ich ehrlich bin, weil da sind so viele Sachen dabei, wo den Leuten glaub ich nicht klar is, wo man des hintun soll.“<sup>139</sup>

Dieser „Grundüberblick“ bzw. eine Basis für das weitere Studium haben 40 von 48 Befragten vermißt. Gemeint wurden damit hauptsächlich wissenschaftliches Arbeiten, Theorie und Methodik.

Zum wissenschaftlichen Arbeiten wurden u.a. folgende Fragen gezählt: Wie schreibe ich Seminararbeiten und verfasse ich Thesenpapiere und Protokolle, wie baue ich Referate auf, was ist die richtige Begrifflichkeit („... daß man nicht von Eingeborenen redet ...“) und wie schaut die Fachterminologie aus. Im folgenden Zitat wird dies auch mit einer beruflichen ‚Verwertungsmöglichkeit‘ in Zusammenhang gebracht:

„Diese ganze Terminologie, man müßte auch mal so ne gemeinsame Sprache mit Otto-Normalbürger finden, ohne daß es gleich total breit getreten wird, auch in der Uni. Ich wußt bis zum Schluß nicht so richtig, wann kann ich denn jetzt Stamm und Volk anwenden und wann nicht, ich drück mich ja jetzt noch drum was von mir zu geben ... da hat man so lang studiert und trotzdem haperts dann wieder, daß man nicht mal so flott irgendwas erklären, daß man sagen kann, so is es, nicht mal da kann ich meine Kenntnisse einbringen ... für diese ganzen Problembegriffe vielleicht mal ein Seminar einrichten, auch Kannibalismus und so was, als Pflicht. Sich einen Reiseprospekt nehmen und sagen, so und so, daß man sich wenigstens so nützlich machen könnte ... wenn man da mal eine schnelle, einfache Erklärung parat hätte und wirklich ne gute Übersetzung so zu sagen, die nicht so hochgestochen klingt, Ethnie kann man ja auch nicht immer, selbst bei der Magisterarbeit war mir des noch nicht klar ... es is ein Mienenfeld, wenn du immer nur aufpasst wo du hintrittst damit is dir noch nicht geholfen, da kann man noch nicht gut durch marschieren ...

---

<sup>138</sup> Wobei auf der anderen Seite auch die Vielfalt an Lehraufträgen gelobt wurde.

<sup>139</sup> Aus Fallzusammenfassung Nr. 44.

und je mehr man weiß, desto schlimmer wird's, da traut man sich auch in den Seminaren gar nichts mehr sagen ..."<sup>140</sup>

In diesem Kontext gaben 17 der Befragten an, daß sie sich mehr Feedback auf schriftliche Arbeiten und Referate gewünscht hätten, um sich kontinuierlich verbessern zu können und um für den Fall, im späteren Berufsleben Schreiben und Präsentieren zu müssen, besser gewappnet zu sein. Dazu gehört auch der Wunsch nach Begründung der vergebenen Note und Kommentare zum wissenschaftlichen Schreiben:

„... und wenn da jemand nicht schreiben kann z.B., dann is des kein Hindernis, er korrigiert die halt, sagt halt hier, dein Schreibstil ist einfach scheiße ja und wieso is der scheiße, ja des kann kein Mensch lesen bisher, er meinte so, ja gut, aber des is kein Problem, ich mein des kann man alles lernen ja, also des is so deren Art und hier hat man halt dieses, meistens dieses Humboldtsche Bildungsideal, daß dir irgendwie der Geist in die Wiege gelegt werden muß, und dann muß ma halt nur irgendwie die richtige Umgebung haben, um sich selbst zu entfalten oder so was. Hast Du jemals ne Seminararbeit zurück gekriegt, wo du halt irgendwie kommentiert wurdest, wie Dein Stil is, überhaupt irgendwie mal zwei Sätze drüber gestanden sind? Wieviel Feedback hast Du da bekommen?“<sup>141</sup>

Hier wird deutlich, daß durch fehlendes Feedback auch eine ‚Motivationsquelle‘ unerschlossen bleibt, die im Falle eines Absolventen mit folgendem (wenn auch wenig konkretem) Kommentar ‚angezapft‘ wurde:

„... dann hab ich was abgegeben, und er so, ‚des nimme ned, du mogst gefälligst lernen, dein Hirn auszuquetschen, du woast gar ned, wos du ois woast und ich hab keine Lust, zwischen Deinen Wissenszeilen zu lesen, ich weiß, was du alles weißt, aber ich will, daß es da steht ... mindestens 3 mal so lang und vom Gehalt her doppelt so viel. Des hast du gefälligst zu lernen zum wissenschaftlichen Arbeiten‘, des hat mir enorm geholfen ...“<sup>142</sup>

Bei Referaten habe oft ein gewisser Anspruch an den Vortrag („... nicht nur sitzendes Ablesen, ganz angenehm, aber bringt nichts ...“) und die konstruktive Kritik gefehlt.

„... es wird relativ wenig zusammen mit den Studenten gedacht ... so die wissenschaftliche Debatte, ein echter Austausch fehlt ...“<sup>143</sup>

Dem Thema Theorie wird ein Großteil der Zwischenprüfungs-Literatur zugeordnet, also auch die Grundlagen der verschiedenen Teilbereiche der Ethnologie. Dabei war den Befragten häufig wichtig, daß diese Punkte bereits früh im Studium ins Bewußtsein der

---

<sup>140</sup> Aus Fallzusammenfassung Nr. 33. Hier wird auch schon der hohe soziale Druck zur ‚political correctness‘ angedeutet, vgl. Punkt 3.5.

<sup>141</sup> Aus Fallzusammenfassung Nr. 20.

<sup>142</sup> Aus Fallzusammenfassung Nr. 44.

<sup>143</sup> Aus Fallzusammenfassung Nr. 45.

Studenten gehoben werden und auch im späteren Studienverlauf eine Rolle spielen<sup>144</sup>.

Besonders deutlich wurde dies von denjenigen angesprochen, die bereits die Zwischenprüfung ablegen mußten (19 Personen); durch sie hätten sie „... zum ersten mal begriffen, was Ethnologie eigentlich ist ...“ und „... dann versteht man auch das ganze Proseminar-Zeug ...“.

„... es hat gefehlt, daß man diese Theorie nicht wirklich von Anfang an rein geprügelt bekommen hat, ähnlich wie z.B. in der Volkskunde, was ätzend war, aber halt wo man dann schon gewisse Sachen besser beurteilen konnte ...“<sup>145</sup>

„... alles, was wirklich abgefragt wurde, war für die Zwischenprüfung, was man dann auch nie wieder gebraucht hat und dementsprechend natürlich auch wieder vergessen hat ...“<sup>146</sup>

„... kein Soziologe würde Abschluß machen und dir nix zu Max Weber sagen können ...“<sup>147</sup>

„... ich hab dann erst beim Lernen auf die ZP so wirklich kapiert, worum’s eigentlich geht, auch durch die Gespräche in der Lerngruppe ... die erschreckte Erkenntnis, daß da ja n ganzes Theoriegebäude dahinter steckt und des nicht nur nett und interessant is, sondern ne Wissenschaft, da war die Zwischenprüfung der große Einschnitt, ich habs immer ernst genommen des Studium, aber da wurde mir klar, daß es viel mehr is, als ich dachte ...“<sup>148</sup>

„... schlecht war, daß das zuvor überhaupt nicht in Erscheinung getreten is großartig, vielleicht mal in nem Nebensatz oder in irgend ner Vorlesung wurde mal ein Name erwähnt und wurde als Allgemeingut vorausgesetzt, offensichtlich und dann gabs son paar Übereifrige, die des dann auch fleißig dann gelesen haben, die sich dann super auskannten, des war aber eher die Ausnahmeerscheinung und deswegen war die Lerngruppe Gold wert, also im Prinzip haben wir dann da nachgeholt, was wohl eigentlich an der Uni hätte statt finden sollen. Des war schade, daß das nicht an der Uni statt gefunden hat, weil natürlich viele Begriffe uns auch im Rahmen dieser Besprechungen, die mußten wir uns alle irgendwie selber erschließen, ich erinner mich noch so ‚emisch‘ und ‚etisch‘ und des sind ja absolute Grundlagenbegriffe, von denen wir bis zu dieser Zwischenprüfung nichts gehört hatten ...“<sup>149</sup>

Im letzten Zitat wird besonders deutlich, daß nicht alle, aber viele zumindest die Vermittlung der Grundlagen der Ethnologie als Aufgabe des Instituts ansehen; zwar haben sich zur Vorbereitung auf die Zwischenprüfung fast alle Absolventen in Lerngruppen zusammengeschlossen, dennoch wurde dies teilweise als nicht ausreichend empfunden, da man z.B. nicht wisse, „... ob das richtig ist, was man sich da zusammen reimt ...“.

---

<sup>144</sup> „... Seminare wissenschaftlicher aufbauen, nicht nur bizarre Themen oder Hausbau bei den Eskimo, des gibt’s ja sogar noch im Hauptstudium ...“ Aus Textkorpus Nr. 9. Dazu Fischer (1988:20): „... wichtig, daß in der Ausbildung mehr Wert auf zentrale Fragen gelegt wird (statt unverbundener Informationen über Exotika), mehr auf theoretische und methodische Grundlagen des Faches eingegangen wird.“ Und Antweiler (1999: 239) meint: „Ethnologie sollte weniger auf Gesellschaften (‘Kulturen’) als solche fokussiert sein, sondern auf spezifische Wege, das gleiche zu tun bzw. auf unterschiedliche Arten die gleichen Probleme zu lösen.“

<sup>145</sup> Aus Textkorpus Nr. 21.

<sup>146</sup> Aus Textkorpus Nr. 8.

<sup>147</sup> Aus Textkorpus Nr. 9.

<sup>148</sup> Aus Fallzusammenfassung Nr. 11.

Unter Methoden fallen Dinge wie Interviewtechniken, Statistik-Grundlagen und allgemein das Thema Feldforschung (-stechniken). Auch hier war den Befragten wichtig, das Wissen hinterher zur Anwendung bringen zu können oder wie es Grün & Trevisani ausdrücken: „... ethnologisches Handwerk praktisch zu erproben ...“<sup>150</sup>. 13 Personen gaben explizit an, sich diese Kenntnisse aus den Nebenfächern geholt zu haben (z.B. aus der Soziologie, Volkskunde, Interkulturellen Kommunikation, Sozialpsychologie)<sup>151</sup>. 4 Personen gaben an, generell mehr Arbeit in die Nebenfächer investiert zu haben, „... weil die oft sehr gut strukturiert waren und man da viele Scheine machen mußte ...“. Die mangelnde Vermittlung von ethnologischem Handwerkszeug wurde auch im Zusammenhang mit Chancen auf dem Arbeitsmarkt gesehen, die durch eine fundierte Methodenausbildung steigen würden (z.B. in der Marktforschung).

Zu dem „Grundgerüst“ sollte den Studenten im Grundstudium verholfen werden. Damit wäre, so die Befragten, eine Basis für fruchtbare Diskussionen und eine weitere, eigenständige Spezialisierung geschaffen:

„... erst ne Basis und dann, so ab dem Hauptstudium oder so kann man sich's dann selber raus suchen, dann ist man auch dazu in der Lage, weiß worums geht ... nach der Zwischenprüfung bin ich damit zu Rande gekommen und dann genießt man natürlich auch die Vorteile, Freiheit ...“<sup>152</sup>

4 der Befragten meinten, eine Spezialisierung müsse generell mehr forciert werden. Im Hinblick auf die zuvor erläuterten Voraussetzungen für bestimmte Tätigkeiten wäre dies sinnvoll.

„... hab manchmal die Krise, was hab ich eigentlich gelernt, daß man sagen könnte, da bin ich besonders fit oder so ... man kriegt überall so bißchen Einblicke, aber so richtig tiefgehend is des auch nicht ...“<sup>153</sup>

„... gerade bei Ethnologie muß man sich stärker raus picken, in welche Richtung man gehen will und dahin gehend dann was machen ...“<sup>154</sup>

---

<sup>149</sup> Aus Textkorporus Nr. 10. Das ‚Streber‘-Konzept hält sich offenbar auch an der Universität.

<sup>150</sup> Grün & Trevisani 2002: 23. Vgl. Punkt 3.6.3. Dazu die Münchner Studienordnung für Ethnologie (:5): „Der Student soll ... die verschiedenen gebräuchlichen wissenschaftlichen Methoden kennen- und handhaben lernen ...“.

<sup>151</sup> „... woher hast denn Du Deine Methodik für die Magisterarbeit her?! Entweder selbst zusammen gestöpselt oder aus den Nebenfächern, aber nicht von den Ethnologen ...“ Aus Textkorporus Nr. 9.

<sup>152</sup> Aus Fallzusammenfassung Nr. 16.

<sup>153</sup> Aus Textkorporus Nr. 23.

<sup>154</sup> Aus Fallzusammenfassung Nr. 20.

Einige forderten in diesem Zusammenhang auch eine verstärkte Förderung des Spracherwerbs.

„... die Wichtigkeit des Sprachenlernens ist total ins Hintertreffen geraten ... dabei sind Sprachkenntnisse für später evtl. echt wichtig, wenn man z.B. zur UNO will oder so ... und die Entscheidung, ob man noch ne Sprache lernt oder nicht, fällt dann schon relativ früh im Studium ...“<sup>155</sup>

Danach, ob sich mehr Struktur auch in mehr Pflichtveranstaltungen und Prüfungen niederschlagen muß, wurde leider nicht explizit gefragt; 8 Personen äußerten sich aber – im Nachhinein – zu Gunsten dieser Version. Zum Einen, weil man gerade im Grundstudium noch nicht abschätzen könne, welche Inhalte für den weiteren Verlauf des Studiums wichtig sein könnten und was genau sich hinter den Seminarankündigungen eigentlich verbirgt; zum anderen, weil so eine kontinuierliche Vorbereitung auf die Zwischenprüfung sicher gestellt würde. Hier wurde auch des öfteren erwähnt, daß solche Pflichtenhefte in vielen Nebenfächern recht häufig verlangt wurden und diese damit oft fast aufwendiger waren, als das Hauptfach Ethnologie.

„Du hattest Freiheiten, Sachen nicht zu machen, die man woanders machen muß. Also du musstest dir keine Vorlesungen über Haumichtot, was viel zu wenig interessiert, machen. Was einerseits ein Vorteil ist, is bequem, aber andererseits ein Nachteil is, weil du's noch gar nicht absehen kannst, ob des jetzt wirklich was is oder nicht. So Themen wie Theoriegeschichte oder so was, dachte, woa wieso soll ich jetzt Theoriegeschichte machen, aber eigentlich ist das sauwichtig, und eigentlich is es hoch interessant ja oder daß es halt heißt, ja gut wir machen was über Melanesien, dann sagst du nee Melansesien, ich hab echt keinen Bock auf die Jungs oder die interessieren mich nicht, aber du checkst eigentlich gar nicht, du kannst gar nicht kapieren, was eigentlich hinter dem Stichpunkt Melanesien steckt und deswegen wär es schon mal interessant, einfach die Leute zu verpflichten, des zu machen und sich mal ein Semester rein zu hocken, ne Prüfung zu machen und so weiter. Dann checken se auch, interessiert mich des wirklich oder nicht und so wirst du halt in einem Satz, von einem Titel halt einfach abgeschreckt, vielleicht war ich einfach nur so dumm, des so zu sehen, aber, ja.“<sup>156</sup>

„Auch wenn ich des jetzt wie gesagt schön fand, daß ich mir des immer aussuchen konnte, würde ich des schon für sinnvoll erachten, wenn einige Sachen Pflicht wären, daß des auch jeder irgendwie mitkriegt, weil später braucht man es ja doch und auch in der Zwischenprüfung is es gefragt und dann sitzt man da wie der Ochs vorm Berg und hm was soll denn des sein. Ich mein is ja auch einfach für mich, ich muß da nicht mehr hin, aber ich denk mir auch Ethnologie is jetzt nicht sooo aufwendig, also im Vergleich zu anderen Sachen. Ich glaube auch, daß des vielleicht ganz gut wäre, wenn hin und wieder mal eine Klausur geschrieben werden würde oder irgendeine Prüfung, irgendwas kleineres, von mir

---

<sup>155</sup> Aus Fallzusammenfassung Nr. 24. Hier wären vor allem Kenntnisse in Französisch, Spanisch, Arabisch, Chinesisch etc. gefragt. Die Wissenschaftler unter den Absolventen haben z.B. fundierte Kenntnisse in Indonesisch, Bengali oder Türkisch, für andere Tätigkeiten spielten Sprachkenntnisse (außer Englisch) nur in 4 Fällen eine Rolle. Insgesamt weisen die Absolventen rudimentäre bis sehr gute Kenntnisse in 25 Sprachen auf.

<sup>156</sup> Aus Fallzusammenfassung Nr. 20.

aus als Vorbereitung auf die Zwischenprüfung, daß des nicht alles völlig neu is, wenn man dann auf einmal da sitzt ...”<sup>157</sup>

5 Befragte würden sich von mehr Pflichtveranstaltungen und Prüfungen weniger begeistert zeigen, vor allem, weil sie der Meinung sind, daß damit die von ihnen geschätzte Freiheit im Ethnologie-Studium verschwinden würde.

„... ich hab schon immer gut gefunden, daß die Ethnologen nicht so verschult sind, offen sollten sie auf jeden Fall bleiben, aber die Angebote müßten schon deutlich sein, also schon mit nem gewissen Druck, wenn auch keine Pflicht – man *sollte*.“<sup>158</sup>

„... Horror wär gewesen, am Ende des Semesters 7 Prüfungen machen zu müssen, um seine Scheine zu kriegen, ich hat auch mit der Struktur keine Probleme und hoff daß es so frei bleibt, wir sind auch gegen die Zwischenprüfung richtig auf die Straße gegangen ...“<sup>159</sup>

### 3.6.2.2 Zur Effizienz des Studiums

Dieser Punkt hängt eng mit dem gerade erläuterten zusammen, denn gerade die ersten Semester des Studiums beschreiben viele (28) als eine Phase, in der man „vollkommen allein gelassen“ und „total desorientiert“ war, „viel zu sehr in der Luft“ hing, in „einem Wust von Möglichkeiten“ „total geschwommen“ ist und „irgendwie im Nebel“ stand. Man bekam eben kein Fundament vermittelt und wußte nicht, wohin die Reise gehen sollte. Daraus resultierte oft ein nicht sehr effizientes Grundstudium, d.h. gerade am Anfang ging viel Zeit (und Engagement, vgl. oben) verloren, die als tatsächliche (und nicht nur als

---

<sup>157</sup> Aus Textkorpus Nr. 8.

<sup>158</sup> Aus Fallzusammenfassung Nr. 37.

<sup>159</sup> Aus Fallzusammenfassung Nr. 26.

Quasi- / Pro forma-‘) Studienzeit gewinnbringender<sup>160</sup> genutzt hätte werden können.

„... also am Anfang waren des wirklich nur böhmische Dörfer, ich weiß wirklich noch, wie ich in den Kursen oder Vorlesungen saß und mir gedacht hab, was soll denn des jetzt alles, natürlich mit den damals resultierenden Folgen, daß ich halt ausm Seminar raus gegangen bin oder nicht weiter gemacht hab ... des waren echt 3, 4 Semester vergeudete Zeit ... man weiß auch überhaupt nicht, wie man sein Studium organisieren soll ...“<sup>161</sup>

„... also einfach bis halt des da oben im Gehirn angekommen ist, daß man sich des selber jetzt überlegen muß, was man will und dementsprechende Sachen belegt oder belegen sollte und sich ned da irgendwie von dieser Masse an Vorlesungen erschlagen lassen soll, des waren zwei Semester sag ich mal und dann is des halt immer klarer geworden, wie des laufen sollte.“<sup>162</sup>

„... die ersten Semester hat man sich einfach nur durch die Gegend getastet und sich interessehalber einfach mal des Zeug angehört ... ohne bißchen zu wissen, was soll man jetzt mit den einzelnen Angeboten anfangen; kein Mensch hat einen so bißchen geführt.“<sup>163</sup>

Aber nicht nur in der Anfangszeit vermißten die Befragten eine gewisse Führung (die nicht immer ‚persönlich‘ sein muß, sondern auch durch ein anders gestaltetes Veranstaltungsangebot gegeben werden kann) und Druck, auch im späteren Studienverlauf machte sich mangelnde Effizienz bemerkbar, z.B. im Studentempo.

„... Freiheit hat sich gegen Ende des Studiums, wo man sich fragt, wo geht’s hin, was mache ich, bißchen verkehrt, rückblickend entstehen da Reibungsverluste, die so nicht mehr zu legitimieren sind ...“<sup>164</sup>

„... wenn man’s strukturierter gemacht hätte, dann hätte ich entweder früher aufgehört oder es schneller durchgezogen ...“<sup>165</sup>

„Vor ein paar Jahren hab ich immer gesagt, es war auch eine Chance, um bestimmte Inhalte und Erlebnisse anders zu gestalten, aber ich glaub, daß es aus der heutigen Sicht nicht so wertvoll war für mich persönlich, weil ich denk, daß das unstrukturierte Studium zu einer alten Gesellschaft gehört und um es wirklich nützlich zu machen für mich in der heutigen Zeit, hätte ich zumindest eine sehr nahe Zusammenarbeit mit einem Lehrenden haben müssen ...“<sup>166</sup>

„... mehr Kurse, die einen leiten, manche Leute kommen ohne ganz gut klar, aber es sollte vielleicht son Mittelweg sein, daß man bißchen n Tritt bekommt und auch Orientierung hat ... so hab ich immer nur das nötigste gelesen und da geht halt so viel verloren ...“<sup>167</sup>

---

<sup>160</sup> Gewinn im Sinne von Orientierung, Wissen und Fortkommen bzw. Weiterentwicklung. Zu dieser Orientierung könnte meiner Meinung nach auch beitragen, die Studenten detailliert über die Inhalte der Studienordnung aufzuklären. Ein oder zwei Absolventen erwähnten im Interview, sie hätten lange nicht von der Existenz einer Studienordnung gewußt. Ich schätze die Zahl derer, denen es ebenso ergangen ist, ist wesentlich höher.

<sup>161</sup> Aus Textkorpus Nr. 10.

<sup>162</sup> Aus Fallzusammenfassung Nr. 19.

<sup>163</sup> Aus Fallzusammenfassung Nr. 25.

<sup>164</sup> Aus Fallzusammenfassung Nr. 45.

<sup>165</sup> Aus Fallzusammenfassung Nr. 12.

<sup>166</sup> Aus Fallzusammenfassung Nr. 47.

<sup>167</sup> Aus Fallzusammenfassung Nr. 33.

Manche meinten, die mangelnde Effizienz und weil keine Vertiefung möglich sei, da die Seminare nicht aufeinander aufbauen, wäre der Grund für einige „zielstrebigere“ Studenten gewesen, das Studium zu beenden oder an eine andere Uni (wissentlich Hamburg und Berlin) zu wechseln.

„... die Zusammensetzung der Inhalte war sehr wenig aufeinander abgestimmt, da hat jeder so sein eigenes Süppchen gekocht ... das ganze war zu sehr von persönlichen Eitelkeiten und Lässigkeiten bestimmt ... und an so nem kleinen Institut kriegt man ja doch einiges mit ...“<sup>168</sup>

Was wohl auch unter das Thema ‚Reibungsverluste‘ fallen dürfte, ist ein mangelnder Fluß an Informationen, der von 15 Personen explizit angesprochen worden ist.

„... man kriegt die Sachen nur rein zufällig mit, entweder man is zufällig auf die Idee gekommen, irgendwas zu fragen oder hat des zufällig in der U-Bahn gehört, weil sich Leute drüber unterhalten haben ...“<sup>169</sup>

Viele meinten, man bräuchte (neben dem ‚schwarzen Brett‘ und den vielen verstreuten Stellen der Universität) „etwas wie eine zentrale Stelle“ speziell für Ethnologen, die immer auf dem Laufenden ist und an der man sich z.B. über Formalitäten der Magisteranmeldung und des weiteren Prüfungsablaufs, geplante größere Exkursionen, Auslandsprogramme (sowohl universitäre als auch z.B. vom DED, bei denen teilweise Altersgrenzen wichtig sind) und Finanzierungsmöglichkeiten (Stipendien und wie man die Anträge dazu schreibt), informieren und beraten lassen könnte, um die Folgen von „extremer Klüngelei“, „Cliqueswirtschaft“ und „richtigen Gangs“ abzumildern. D.h. Studenten, die keinen ‚Mentor‘ unter den Dozenten gefunden haben oder die nicht in Arbeitsgruppen (wie in dem folgenden Zitat) und ähnlichen Gruppen, innerhalb denen solche Informationen u.U. erarbeitet und vor allem verbreitet werden, organisiert sind, soll damit die Möglichkeit gegeben werden, auch außerhalb dieser Organisationsformen an Informationen zu kommen, ohne auf Zufälle angewiesen zu sein (wobei diese recht häufig vorkommen, man sich aber eben nicht darauf verlassen kann und keine Systematik dahinter steht), es geht also um eine gewisse ‚Chancengleichheit‘.

„... das Stipendienleidwesen, was ich absolut unglaublich fand war, daß an dem Institut niemand zuständig war für Stipendien, in Germanistik bin ich sogar ein, zweimal angesprochen worden, weil mich Professoren vorschlagen wollten für Stipendien, des is

---

<sup>168</sup> Aus Fallzusammenfassung Nr. 13.

<sup>169</sup> Aus Textkorpus Nr. 8.



auch n wichtiger unipolitischer Punkt ... bei den Ethnologen hat sich da keiner je drum gekümmert, weder Informationen, noch einer von den Professoren hat irgendwie rauskucken lassen, daß sie da Möglichkeiten haben, die haben ja selber sicher auch mal welche bekommen .... die, die promovieren wollen, müssen dann selber sehen, wie sie sich des beschaffen, von der AG haben zwei Stipendien gekriegt, zwei Heinrich-Böll, eine Frauenstiftung, wir hatten ne relativ hohe Trefferquote bei diesen viel begehrten Stipendien gehabt, was aber nicht unbedingt an Intelligenz lag ... Wir kriegen jetzt auch viele Deutsche und der Großteil sind die, die von den Studienstiftungen kommen, Volkswagen oder so, die dann ein Jahr hier her kommen können, für die anderen is das meistens gar nicht drin oder die überlegen sich, daß es nicht drin is, auch wenn es das wäre. [Auch nie gelernt, Anträge zu schreiben] das is auch ein wichtiger Punkt, da hast du recht. Der Punkt is ja nicht daß du das können mußt, sondern, daß du einen Ansprechpartner hast, der für dich da is und das durchgeht und sagt, ne so kannst du das aber nicht schreiben, mach des so und so, einfach routinemäßig.“<sup>170</sup>

Wie bereits weiter oben angedeutet<sup>171</sup>, fällt es nicht jedem Studenten gleich schwer oder leicht, informelle Kontakte z.B. zu Dozenten aufzubauen und zu halten, beispielsweise wurde hier von einer Nichtraucherin auf den fast schon „rituellen Charakter“ des „Zusammen-eine Rauchens“ verwiesen. Gerade dieser Aspekt des Rauchens als ‚Zugehörigkeitsbekundung‘, der den Zugang zu Informationen erleichterte und von dem Nichtraucher ausgeschlossen waren, wurde in mehreren Interviews erwähnt.

„Früher wurde sogar in den Seminaren geraucht, und wie, des war so ‚Professor raucht, alle Adlaten müssen auch rauchen wie die Weltmeister‘.“<sup>172</sup>

Ein anderer den Informationsfluß erschwerender Punkt, der von den Absolventen häufiger genannt wurde, war, daß mit jeder Veranstaltung auch die Kommilitonen wechselten und so einmal gemachte Bekanntschaften sehr schnell wieder im Sande verlaufen sind, weil man sich in den nächsten Semestern „... einfach nicht mehr über den Weg gelaufen ...“ ist. Speziell für Absolventen, die bereits ein festes soziales Umfeld außerhalb der Universität hatten (z.B. Freundeskreis aus der Schulzeit etc.) und u.a. deshalb neben den Veranstaltungen nicht viel Zeit an der Universität verbrachten, war dies problematisch. Hier spielt auch eine Rolle, daß den ehemaligen Studenten zu Folge kaum Gruppenarbeit in den Seminaren stattfand.

„... mehr Gruppenarbeiten, des eine mal, des waren dann auch die einzigen Leute, die man auch bissl besser kennen gelernt hat und konstruktiv was erarbeitet hat ... ein gewisses Druckmittel, weil die anderen kommen weiter und wenn man dann schlampt und zurück fällt, dann stört einen des viel eher, als wenn man sagt, mei egal, also es war schon so einzelkämpfermäßig; is sicherlich auch Typsache, ich wollt halt da nicht immer in der Uni bleiben und mich lange da aufhalten, ich bin auch aus München; also ich glaub, des sind

---

<sup>170</sup> Aus Fallzusammenfassung Nr. 40.

<sup>171</sup> Vgl. u.a. Punkt 3.6.2

<sup>172</sup> Aus Fallzusammenfassung Nr. 44.

eher die Leute, die woanders herkommen, die haben da auch eher Bedarf, Freunde zu finden  
...<sup>173</sup>

### 3.6.3 Auslandsaufenthalte und Feldforschungspraxis

Insgesamt äußerten sich 35 Befragte zu diesen Themen, wovon 19 bemängelten, daß Auslandsaufenthalte (also Auslandsstudium, -praktika und Feldforschung) generell zu wenig forciert würden und in diesem Punkt mehr angeboten (oder zumindest informiert, vgl. oben) werden müßte. 21 Personen hätten während ihres Studiums gerne Feldforschung (i.w.S., vgl. unten) betrieben, aber:

„Es war kein Angebot da und ich bin nicht aktiv geworden, bedauerlich, aber wahr.“<sup>174</sup>

„... ich bin da keiner sehr aktiven Struktur begegnet und hab es in meinem eigenen Planen und Denken nicht ausreichend im Visier gehabt ...“<sup>175</sup>

Solch eine „aktive Struktur“ könnte z.B. aus dem regelmäßigen Angebot von Lehrforschungen oder zumindest einer Anregung dazu bestehen, d.h. auch ein entsprechendes Klima zu schaffen, in dem die Chance bestünde, daß daraus mehr oder weniger ein ‚Selbstläufer‘ wie am Berliner Institut werden würde. Dort organisierten knapp zwei Drittel der Absolventen ihre Lehrforschung selbst, ein Drittel wurde vom Institut initiiert. 90,0% der Befragten führten solch eine Unternehmung durch, obwohl dies gemäß Studienordnung keine Pflicht ist.<sup>176</sup>

Dabei wurde von den Münchner Absolventen immer wieder betont, daß es u.U. keiner aufwendigen Auslandsreisen bedürfen würde und damit zum einen das Problem der Finanzierung nicht bestehen und es zum anderen leichter fallen würde, sich hinter den Büchern hervorzuwagen. Hier spielten teilweise auch Erfahrungen in den Nebenfächern oder im Ausland eine Rolle. Außerdem kommt deutlich der bereits zuvor angesprochene Wunsch nach einer Anwendungs- und Erprobungsmöglichkeit des (wünschenswerterweise) erlernten Handwerkzeugs zur Geltung.

„... mehr Förderung, ins Ausland zu gehen, ein Feldforschungspraktikum einführen ... erzählen dir die Geschichten von Feldforschung und kein Mensch weiß wies geht ... die

---

<sup>173</sup> Aus Fallzusammenfassung Nr. 33.

<sup>174</sup> Aus Fallzusammenfassung Nr. 49.

<sup>175</sup> Aus Fallzusammenfassung Nr. 47.

<sup>176</sup> Grün & Trevisani 2001: 23ff.

Soziologen sind da viel besser, viel praktischer, viel mehr am Feld, viel mehr an den Leuten ... Beobachtungsszenarien für Studenten kreieren und die durchsprechen, es hätte so viele Möglichkeiten und die Leute machens nicht, klar, es is arbeitsaufwendig für die Dozenten, aber du brauchst eigentlich keine Gelder dafür, des is sehr sehr schade.“<sup>177</sup>

„... wird in London und in Brüssel gemacht und selbst die von der Sorbonne müssen irgendwo mit Obdachlosen rumhängen ...“<sup>178</sup>

„Auch daß man Feldforschung in irgendeiner Weise übt, wie Du des jetzt zumindest mit der Magisterarbeit machst, des würde natürlich ne große Hürde für die Absolventen sozusagen dann schon mal überwinden, weil man vorher wirklich immer nur hinter Büchern sitzt, also dieses Defizit find ich schon sehr gravierend und wenn des nur hier in München ist, so wie die Volkskundler des auch machen, daß man lernt, wie man Fragen stellt, was da eigentlich dahinter steht, hinter so einer Frage, des is doch enorm wichtig.“<sup>179</sup>

„... z.B. Seminare, die sich wie damals dieses Lateinamerikabild in München vom Faust, des war ein ganz praxisorientiertes Ding, des war super, weil es ging dann um des Fremde im Eigenen einerseits auf der anderen Seite gings um praktisches Herangehen an dieses Problem, des Fremde war da nicht nur irgendwas entrücktes, sondern es war sehr nah an einen selber ran gebracht und zwar praxisorientiert ...“<sup>180</sup>

„... weil es is schon was anderes da schlaue Bücher drüber zu lesen, in Malinowski zu schmökern, wie hart des alles is, oder einfach selber mal am S-Bahn-Bahnsteig den Leuten n Mikro unter die Nase zu halten oder überhaupt mal in so ne Interviewsituation geworfen zu werden, auch wenn des noch nix mit teilnehmender Beobachtung oder speziell ethnologischen Methoden zu tun hat, aber im Prinzip könnte man die Leute einfach los schicken und sagen, schreibt mal ne Reportage, dann wären se in der Richtung schon mal n bißchen gefordert, auch ne Art Berufsvorbereitung und viele Richtungen gehen ja dahin, daß man nicht unbedingt in der ‚Dritten Welt‘ rumforschen muß, Studying up, Elitenstudium ...“<sup>181</sup>

#### 3.6.4 Der Mangel an Praxisbezug und Perspektiven für die Zeit nach dem Studium

Fast alle Befragten waren der Meinung, ihrem Studium hätten Praxisbezug und/oder Perspektiven für die Zeit nach dem Studium gefehlt.<sup>182</sup> Hier zwei der drei Gegenstimmen, die nicht unterschlagen werden sollen:

„Also des sollte meines Erachtens nicht praxis- oder berufsbezogener werden, weil ich der Meinung bin, daß die Leute jetzt keine Berufsausbildung in dem Sinne kriegen sollten, wenn se Ethnologie machen, weil dann mußst du tatsächlich in Richtung Interkulturelle Kommunikation gehen oder du mußst ne kleine technische Ausbildung dazu machen, daß de halt irgendwo mal Brunnen bauen kannst, nein ich bin der Meinung, daß man nicht das Ganze wie viele es fordern, irgendwie auf die Praxis ausrichten sollte, sondern die Leute sollen irgendwie ne geistige Ausbildung kriegen, um sich dann mit Hilfe dieser Stärken und des sind viel Stärken, einfach dessen bewußt sein, daß sie sehr viel können, ohne daß sie

---

<sup>177</sup> Aus Fallzusammenfassung Nr. 20.

<sup>178</sup> Aus Fallzusammenfassung Nr. 31.

<sup>179</sup> Aus Fallzusammenfassung Nr. 46.

<sup>180</sup> Aus Textkorpus Nr. 10.

<sup>181</sup> Aus Fallzusammenfassung Nr. 35.

<sup>182</sup> Dazu Fischer (1988: 18): „Entscheidungen treffen kann man nur nach bestimmten Zielvorstellungen. Und die muß man erst kennen, kennenlernen.“

jetzt irgendwie wissen, wie ein Brunnen gebaut wird oder so irgendwie was, nur damit sie dann später in der Entwicklungshilfe arbeiten können.“<sup>183</sup>

„Ich weiß schon, auf ethnologische Institute prügeln sie ständig ein, von der einen Seite her find ich des ganz gut, aber letztlich hab ich des immer so gesehen, daß sich die Studenten selber wirtschaftsnäher fortbilden sollten und der Kern der Ethnologie selber, zumindest so wie ich den von vor ein paar Jahren seh, der gehört sich so gelehrt und so vermittelt, wie er tatsächlich existiert und er gehört sich ned rumgebogen in Richtung irgendeiner Praxisnähe von irgendwelche stark zeitgeistabhängigen Strömungen in irgend ner Richtung. Wer immer diese Grundethnologie erwirbt und die Möglichkeit dazu hat, weil die Veranstaltungen entsprechend sind und weil die entsprechenden Leute da sind, die des verkörpern, der hat, wenn er wirklich was im Kreuz hat, die Möglichkeit, in die Wirtschaft zu gehen oder zum Bayerischen Rundfunk oder sonst wo hin ...“<sup>184</sup>

Unter den Schlagwörtern Mangel an Praxisbezug und Perspektiven lassen sich verschiedene Punkte subsumieren. Zum einen der unzureichende Bezug zum aktuellen weltweiten Geschehen (z.B. Globalisierung) und der Mangel an europäischen und Deutschland-relevanten Themen (z.B. Migranten bzw. ‘das Ausländerproblem‘; insgesamt 37 Nennungen); zum anderen das – im Bewußtsein der damaligen Studenten – Nicht-vorhanden-sein von Perspektiven (23 Nennungen), was sich für viele negativ auf ihre Motivation, das Studium weiter zu führen, ausgewirkt hat (ein kleiner Teil sah dies im Gegenteil dazu als Herausforderung).

„... ich wollte eigentlich aufhören, weil was machst du danach, was bringt dir des, wenn du jetzt n Uniabschluß Ethnologie hast, studier doch lieber was anderes, oder gleich ne Gärtnerlehre; aber mein Vater hat mir dann ziemlich ins Gewissen geredet ‚is doch egal, ob du hinterher n Job kriegst, hat dich doch interessiert, mach des fertig‘. Ja, ich hab dann ziemlich viel gejobbt und dann aber doch weitergemacht, weil ‘s mich interessiert hat und ich da auch gar nicht wußte, was ich sonst machen sollte ...“<sup>185</sup>

„... was ist der Sinn der ganzen Geschichte, was fürn Ziel is dahinter ...“<sup>186</sup>

„... Von den Dozenten kam auf die Frage, wie ‘s danach weiter gehen könnte auch immer nur ‚ja machen sie doch ihre Doktorarbeit‘ und dann hab ich immer gefragt ‚ja und dann?‘ und dann hieß es ‚ja vielleicht kann man dann ja an der Uni weiter machen, Forschungsaufträge‘ wie auch immer, des is mir zu wenig als Perspektive, weil des is nicht jedermanns Sache. Aber es is kein Vorwurf an die Dozenten oder nicht nur, denn des Umfeld stimmt insgesamt noch nicht, glaub da muß viel so Öffentlichkeitsarbeit getan werden, um einfach den Ruf der Ethnologie zu ändern, wenn es denn gewünscht wird, weis ich gar nicht hier.“<sup>187</sup>

---

<sup>183</sup> Aus Fallzusammenfassung Nr. 18. Was hier auch eine Rolle spielen könnte, ist die unter den Befragten durchaus umstrittene Auffassung, Ethnologie gehöre zu den Geisteswissenschaften und nicht zu den Sozialwissenschaften.

<sup>184</sup> Aus Fallzusammenfassung Nr. 31.

<sup>185</sup> Aus Fallzusammenfassung Nr. 12.

<sup>186</sup> Aus Fallzusammenfassung Nr. 15.

<sup>187</sup> Aus Fallzusammenfassung Nr. 11. Vgl. hierzu Antweiler (1999: 218): „Es gibt in der deutschsprachigen, ganz besonders in der deutschen, Ethnologie kein außerakademisches Berufsbild. Die Ausbildung tut nach wie vor so, als wollten und könnten die meisten Studenten später bezahlte Wissenschaftler werden, was beides nachweislich falsch ist. Fehlende alternative Berufsbilder und

Dieses Zitat stammt von einer Absolventin, die dann durch einen Auslandsaufenthalt mit Auslandsstudium ihre Perspektive gefunden hat und auch heute noch mit den Inhalten des Faches zu tun hat. Es geht also nicht darum, den Studenten das Denken abzunehmen, sondern ihre Kreativität zu fördern, ihnen durch ein gewisses Maß an Perspektiven auch frühzeitig zu ermöglichen, für den Einstieg in das nachstudentische Arbeitsleben evtl. wertvolle Erfahrungen zu sammeln (vgl. Punkt 3.5.2) und zu vermeiden, daß Energien durch eine immer neue ‚Erfindung des Rades‘ vergeudet werden:

„... auch Entwicklungshilfe, wie viel Zeit und Energie hat mich das gekostet, rauszufinden, daß man da als Ethnologe an sich nicht qualifiziert ist, daß man da noch ne Zusatzausbildung braucht z.B. und es gibt ja die Möglichkeit, es gibt ja Studiengänge, die einen danach weiter qualifizieren, aber auch davon hab ich nie was gehört.“<sup>188</sup>

Auch hinter den weiter unten aufgeführten Forderungen wie mehr Interdisziplinarität, Kontakte zu Firmen bzw. Organisationen, Mentoring, Praktikumshilfen etc. steht der Wunsch nach fundierten Informationen und Beratung hinsichtlich späterer Verwendungsmöglichkeiten des Studiums.

„Keiner sagt, was man eigentlich damit machen kann, außer ja, damit kann man nix machen.“<sup>189</sup>

„... die sollten sich auch mal Gedanken machen, wo sie ihre Studenten denn gerne sehen wollen ...“<sup>190</sup>

---

Berufswege sind ein Problem, das in deutschen Instituten und Museen von einzelnen durchaus wahrgenommen, dem vom Fach als ganzem aber nur halbherzig begegnet wird.“

<sup>188</sup> Aus Fallzusammenfassung Nr. 43. Vgl. Punkt 3.6.2.2

<sup>189</sup> Aus Fallzusammenfassung Nr. 42. Vgl. Fischer (1988: 18): „Natürlich möchte jeder das voll anwenden, was er gelernt hat, wofür er ausgebildet ist. Natürlich kann er das im eigenen Fach am besten. Wenn das nicht möglich ist, dann geht es doch wohl um die Suche nach etwas, bei dem oder worin ich meine Ausbildung relativ am besten einbringen kann. Und das ist auch eine Frage der Information ...“.

<sup>190</sup> Aus Fallzusammenfassung Nr. 13. Dazu meint Antweiler (1999: 248): „... daß alle Ethnologen in bezahlten Stellen es als Aufgabe und Verantwortung des ganzen Faches sehen sollten, neben künftigen Akademikern selbst praxisorientierte Vertreter auszubilden“.

„... daß mal auf mögliche Tätigkeitsbereiche eingegangen wird, daß man dann schon mehr zweigleisig fahren kann mit was Praxisbezogenem, einfach viel mehr forcieren, was man mit der Ethnologie anfangen kann ...“<sup>191</sup>

„... alles was die Möglichkeiten betrifft, die man danach evtl. hat, des muß man sich zusammensuchen, alles muß man sich irgendwo her holen und des is dann Zufall oder auch nicht Zufall, daß man des irgendwo mitbekommt und dann hat man irgendwie wieder ein Aha-Erlebnis, denkt sich ach so, in die Richtung könnte man ja auch, und es gibt nichts, wo sich irgendwann mal jemand herstellt und sagt, so des is die Situation für Ethnologen, da gibt's irgendwie die zwei Klassiker, Museum, Uni und ansonsten können Ethnologen da und da eingesetzt werden. Des kriegt man mal mit und dann hört man zwischen durch irgendwie so ha, ha, nicht alle Ethnologen werden später Taxifahrer und dann is man schon beruhigt, super.“<sup>192</sup>

Die anfängliche Unbekümmertheit hinsichtlich der Verwendungsmöglichkeiten des Studiums verschwand also offensichtlich – wie einige der Befragten meinten mit zunehmender Semesterzahl – mehr und mehr. Ganz im Gegenteil, man „zermarterte“ sich das Gehirn ob der „quälenden Frage“, wie es hinterher weiter gehen könnte. Die Hälfte aller Befragten beantworteten diese Frage durch Praktika (weniger durch Jobs) oder eine starke (fast immer in Eigenengagement bzw. Arbeitsgruppen vollzogene) Spezialisierung auf ein bestimmtes Gebiet bzw. Thema (nach dem Motto: „Diejenigen, die des als Beruf machen wollen, die sind z.T. ganz schön *obsessed*.“<sup>193</sup>). Für einen Teil der Befragten, auf die dies nicht zutraf, ging es einfach nur noch darum, den Abschluß zu haben; anderen war klar, daß sie sich nach dem Studium nicht (mehr) beruflich betätigen werden (vgl. Punkt 3.5) oder in den früheren Beruf zurück gehen.

Aus diesen Gegebenheiten heraus und um Äußerungen wie

„... das Pragmatische und der Wirklichkeitsbezug fehlen frappant im Studium selber, da fehlen auch die Leute dazu, man muß wissen, wies als Ethnologe ausschaut, wenn man außerhalb der Institutsgrenzen unterwegs is, negativ sehr negativ.“<sup>194</sup>

zu vermeiden, könnte nach Ansicht der Befragten wie zuvor bereits angedeutet hilfreich sein, Praktika, Interdisziplinarität und Mentoring bzw. generell Außenkontakte zu fördern.

#### 3.6.4.1 Interdisziplinarität und Mentoring

---

<sup>191</sup> Aus Textkorpus Nr. 7.

<sup>192</sup> Aus Fallzusammenfassung Nr. 43.

<sup>193</sup> Aus Fallzusammenfassung Nr. 40.

<sup>194</sup> Aus Fallzusammenfassung Nr. 31. Vgl. Miska (1991: 74): „... die Lehrenden, meist in ihrem Elfenbeinturm sitzend, ausgestattet mit einem festen Gehalt, stellen sich nicht die Frage: Was mache ich nach meinem Studium, wie verdiene ich meinen Unterhalt mit dem, was ich in den letzten Jahren gelernt habe, oder war der Energieaufwand und auch das in das Studium investierte Geld umsonst? Für sie ist die außeruniversitäre Arbeitssituation ein ‚böhmisches Dorf‘.“

Der Stichpunkt Interdisziplinarität<sup>195</sup> wurde 23 mal angesprochen; neben einer internationalen Verknüpfung des Instituts (Dozenten-/Studentenaustausch, internationale Treffen) wurde besonders ein stärkerer Austausch bzw. die stärkere Einbeziehung soziologischer Theorien und Methoden (z.B. Kulturosoziologie)<sup>196</sup> sowie sozialpsychologischer Aspekte und Teilen der interkulturellen Kommunikation gewünscht. Auch das Durchbrechen der deutschsprachigen Ausrichtung der Ethnologie durch Miteinbeziehung anthropologischer Teilbereiche<sup>197</sup> wurde angesprochen.

„... daß man bißchen mit den anderen Wissenschaften mehr in Kontakt is, die Ethnologen sind so einsam und wenn in Konkurrenz mit den anderen, des brauchts nicht, is Blödsinn, des wär ne gute Ergänzung und die Ethnologen brauchen auch oft die Sichtweisen der anderen wieder mal um sich zu relativieren oder wieder auf den Boden zu kommen ...“<sup>198</sup>

„... man hätt mehr übern Tellerrand schauen können, es gab ein einziges Mal im Rahmen von so ner Vorlesung den Brückenschlag zu den amerikanischen Anthropologen und ansonsten hat man immer so unreflektiert im eigenen Saft quasi braten, wär wahrscheinlich auch mit nem Auslandssemester auch ganz schnell aufgebrochen, diese abgekapselte Haltung der deutschen Ethnologie. Was wahrscheinlich sogar direkt des beeinflußt, das sogar die Leut, dies studieren wenig Vorstellung davon haben, was man damit machen kann, also hier könnt a bissi Öffnung bestimmt ned schaden ...“<sup>199</sup>

Wie bei vielen Punkten wurde auch hier oft die „... frappierend schlechte finanzielle Ausstattung ...“ des Instituts bedacht, allerdings hätte dies teilweise durch die stärkere Anbindung an andere Studiengänge abgemildert werden und die (Münchner) Ethnologie auch inhaltlich bereichern können:

„Das Studium war nicht ausreichend in andere Studiengänge integriert, es war nicht klar, daß die Kapazitäten des anwesenden Lehrpersonals und der Bibliothek und der Studenten im Allgemeinen nicht ausreichend waren, um präzise die Inhalte, die allgemeine Anthropologie zu einem konkreten Fach gemacht hätten, z.B. Ökonomie oder Rechtswissenschaft oder was weiß ich ... ich hab's fast bei allen Professoren zu tun gehabt mit Generalisten und ich bin selten einem Professor begegnet, der eigentlich ursprünglich Jurist war und dann jahrelang irgendwo gelebt und gearbeitet hat und von da aus dann als Anthropologe mir was beigebracht hätte oder ich bin keinem Ökonom begegnet, sondern

---

<sup>195</sup> Zu interdisziplinären Erfahrungen mit der Psychologie vgl. Römhild 1991: 161-176.

<sup>196</sup> Antweiler (1999: 242) schreibt hierzu: Ethnologie solle nicht bestimmt werden "über Abgrenzungslinien zu anderen Fächern, z.B. durch Betonung der Unterschiede zur Soziologie, weil sonst Territorialkämpfe fort dauern und weil die Wirklichkeit nicht nach historisch gewachsenen und daher meist nicht systematischen Fachgrenzen geordnet ist".

<sup>197</sup> „... Anthropologie ... des war immer der Teufel, mit dem als Nebenfach war ich da fast schon ein Doppelagent ...“ Vgl. Antweiler (1999: 238): „Ethnologie ... sollte im Rahmen der anderen anthropologischen Disziplinen verortet sein. Sie sollte nicht isoliert sein, wie hierzulande ...“

<sup>198</sup> Aus Fallzusammenfassung Nr. 14.

<sup>199</sup> Aus Fallzusammenfassung Nr. 51.

nur Anthropologen, die sich dann so ein bißchen mit dem einen oder dem anderen beschäftigt haben und des find ich nicht ausreichend ...”<sup>200</sup>

„... andere Struktur fänd ich auch nicht schlecht, viel interdisziplinärer, mit Juristen und Wirtschaftlern, die z.B. auf Afrika spezialisiert sind ...”<sup>201</sup>

Ein weiterer Vorschlag war, eine Art ‚Mentoring‘ einzuführen, d.h. Studienberatung nicht ‚nur‘ durch ‚universitätsinterne Leute‘, sondern auch durch Menschen, die auf dem außeruniversitären Arbeitsmarkt agieren. Hierzu können allgemein ‚die Ehemaligen‘ gezählt werden, aber auch beispielsweise Personalreferenten aus den verschiedensten Tätigkeitsbereichen und im Hauptstudium fortgeschrittene Studenten.<sup>202</sup>

#### 3.6.4.2 Praktika

Dieser Punkt ist eng mit den beiden vorherigen verbunden. Wie zuvor festgestellt, sind Kontakte und Zusatzqualifikationen, die beide u.a. durch Praktika vermittelt werden können, einer der wichtigsten Wege zu einer späteren beruflichen Tätigkeit<sup>203</sup>, weswegen über 60% der Befragten rückblickend eine stärkere Forcierung von Praktika forderten, sowohl diejenigen, die solche während dem Studium absolviert hatten, als auch die, die das nicht getan haben. Für 8 Personen aus dieser Gruppe wäre vor allem wichtig gewesen, „... daß die Dozenten mehr ihre Kontakte spielen lassen ...”. D.h., daß man „... auf institutioneller Ebene aktiv ...” wird und auf mögliche Kooperationspartner zugeht.<sup>204</sup>

„... die hätten in ihrer Position oft n viel besseres Standbein, als wenn wir da anfangen, ich bin, tschuldigung, ein Ethnologe und ich würde gerne bei Ihnen Praktikum machen ...”<sup>205</sup>

„... dabei soll das Institut an die Institutionen herantreten und sagen wir haben da kompetente Leute und nehmt se halt mal mit, vielleicht kommt was dabei raus oder wir würden des und des mit Euch machen ... z.B. in der Werbeindustrie, bei Gerichten, in der

---

<sup>200</sup> Aus Fallzusammenfassung Nr. 47. Dazu die Münchner Studienordnung für Ethnologie (:9): „Daneben wird der Besuch geeigneter Lehrveranstaltungen (z.B. Sprachkurse) aus verwandten Fächern empfohlen.”

<sup>201</sup> Aus Fallzusammenfassung Nr. 12.

<sup>202</sup> Vgl. Fischer (1988: 17): „Neu ist die Feststellung, daß ... wir uns den neuen Problemen stellen müssen, durch Suche nach Möglichkeiten, Wirkung in die Öffentlichkeit, Einbezug in die Ausbildung und Nutzung der Erfahrungen anderer.”

<sup>203</sup> „... des is der klassische Weg, du machst da deine Praktika und suchst dir was aus ...”; „... Praktika ... weil man da schon son bißchen sieht, wo man vielleicht was brauchen könnte ...”; „... es is wichtig, daß sich die Leute ein zweites Standbein anschaffen, wo man ethnologische Kompetenzen dann anwenden kann ...” Vgl. Punkt 3.7.3

<sup>204</sup> Vgl. Antweiler (1999: 218): „Innerhalb der deutschsprachigen hat die deutsche Ethnologie besonders wenig institutionalisierte Kontakte zu anderen Fächern und außerwissenschaftlichen Institutionen. ... Man klagt über zu wenige Stellen und zu wenig Geld, aber tritt nicht offensiv für das Fach ein.”

<sup>205</sup> Aus Fallzusammenfassung Nr. 14.



Produktentwicklung, in der Politik, in Krankenhäusern, Sozialwesen also  
Ausländerbehörde, Kindergärten etc., Personalarbeit ...<sup>206</sup>

„... seitens der Uni werden keine wirklichen Anknüpfungspunkte zu potentiellen späteren  
Arbeitgebern geschaffen ...“<sup>207</sup>

Diese Absolventen gehen davon aus, daß durch das bessere ‚Standing‘ eines universitären  
Instituts leichter Praktikummöglichkeiten aufgetan werden und durch eine kontinuierliche  
Zusammenarbeit mit „Draußen“ nicht jeder einzelne Student immer wieder von Neuem  
„zufällig darauf kommen“ und „sich abmühen“ muß, sondern mehr Studenten schneller ihr  
Ziel erreichen könnten.

Für drei Personen wäre eine andere Möglichkeit Praktika außerdem zu fördern, diese unter  
bestimmten Umständen als Leistungsnachweise anzuerkennen, wie dies in Hamburg der  
Fall ist.<sup>208</sup>

„Selbst wenn man einfach die Studienordnung dem öffnet, daß zu deiner Qualifikation als  
Ethnologe durchaus dazu gerechnet wird, daß du egal was, n Maschinenbaupraktikum oder  
Betriebswirtschaftscheine hast, dann is es nämlich auch für die berühmte freie Wirtschaft  
deutlich aussagekräftiger, als wenn von vornherein ein, ‚oh je die Ethnologen haben sich  
wieder was einfallen lassen-Schein‘ in der Ethnologie selber verkauft wird. Interessiert die  
überhaupt ned ...“<sup>209</sup>

Viel der hier angebrachten Kritik mußten sich auch die anderen Ethnologieinstitute in ihren  
Verbleibstudien gefallen lassen. Überall an erster Stelle steht dabei der mangelnde  
Praxisbezug des Studiums mit zu wenig aktuellen Themen und zu wenig Hilfe bei der  
Berufs- bzw. Praktikafindung. Auch die meisten anderen oben genannten Punkte kamen in  
Hamburg, Köln, Berlin und Mainz zur Sprache, z.B. die mangelnde Vermittlung und  
Anwendung von Methoden, zu wenig Struktur und Kanonisierung der Studieninhalte, zu  
wenig Öffentlichkeit für das Fach und der Wunsch nach mehr Interdisziplinarität.

### **3.7 Exkurs: Ideologie und die Relevanz der Ethnologie**

---

<sup>206</sup> Aus Fallzusammenfassung Nr. 11. Vgl. auch Miska (1991: 74): „Wichtiger wäre es z.B. bei  
Kulturämtern, im Tourismus, bei Stiftungen, der EWG, beim Europaparlament die beruflichen  
Fähigkeiten der Kulturanthropologen ... verstärkt publik zu machen und konkret nach  
Einsatzmöglichkeiten für sie zu fragen.“

<sup>207</sup> Aus Fallzusammenfassung Nr. 45.

<sup>208</sup> Luge-Erhardt, von Itter, Sökefeld 2001: 11.

Dieser Punkt hat wenig mit dem Ethnologie-Studium in München an sich zu tun; er soll hier Berücksichtigung finden, da zum einen die Mehrheit der Absolventen immer wieder einen oder mehrere der unten stehenden Aspekte angesprochen hat und weil er zum anderen einen nicht zu vernachlässigenden ‚Außenfaktor‘ in Bezug auf die beruflichen Perspektiven von Ethnologiestudenten darstellt. Der Begriff ‚Ideologie‘ wird verwendet, weil er in den Interviews immer wieder gefallen ist, meist in Zusammenhang mit vermeintlich moralischen Vorstellungen einer ethisch verantwortbaren Tätigkeit.

„... ja erstens daß Wirtschaft einfach nur als böse angesehen wird, d.h. da is so ne Scheu, sich mit bestimmten Feldern zu beschäftigen und da wird dann diese Stereotyphaltung von den Ethnologen immer wieder so deutlich und ne zweite Sache wäre doch grade studying up zu betreiben, grade in Betrieben dann, also wenn man schon des Denken hat, des sind alles die Mächtigen und ich mag se nicht, ja grade dann muß ich doch dann dort Forschung machen um irgendwie vielleicht dann auf Probleme hinweisen zu können, aber nein, die meisten wollen sich damit jaaa nicht befassen, des is irgendwie böse und schlecht, nein man will dann nur mit den Armen und Entrechteten in der Welt, des geht mir fürchterlich auf den Keks diese Haltung ... bzw. überlassen auch argumentativ des Feld denjenigen, die Diskurse eben bestimmen, also darauf läufts immer raus, also dann entscheiden halt andere darüber, wie Begriffe wie ‚Integration‘ auszulegen sind oder ‚Assimilation‘ und da kommt dann immer in irgendwelchen Seminaren ein entrüsteter Aufschrei, ja so geht’s ja nicht, aber gemacht wird nix, also da is keiner der da irgendwie in der Praxis dann auch versucht, dran zu arbeiten, des is jetzt teilweise übertrieben ... des is auch noch n wichtiger Punkt, weil des auch so verbunden is mit dieser Haltung, dieses kulturellrelativistische, ach Gott wir sind ja alle so tolerant oder wir müssen irgendwie so tolerant sein und dann klappt alles, und man muß auch fürchterlich politisch korrekt sein, also es is also ein irrsinniger sozialer Druck da, ich finds zum Kotzen, weil mein Gott wie soll ich sagen, die armen Migranten auch mal als böse Migranten zu sehen, also einfach diese Perspektive auch mit drin zu haben, gut des schaffen oft die Professoren, aber bei den Studenten ... absolut ideologisch und des wäre auch unheimlich wichtig in der Ethnologie, also diese Haltungen zu überdenken, ich sag ja nicht, daß des jetzt alles falsch is, Quatsch, des hat auch was Positives natürlich, nur des selber zu reflektieren, nein die sitzen alle rum unreflektiert mit ihre langen Haaren und also für mich sind die langen Haare halt son Symbol oder die legere Kleidung und des is genau die selbe saturierte Haltung der Alt-68er die im VW-Bus nach Indien fahren und denken mein Gott wir sind jetzt total local unterwegs und so solidarisch mit den Indern und die Inder langen sich alle an den Kopf und denken sich ‚was sindn das für Idioten, haben nicht mal ordentliche Schuhe an und können sich nicht waschen‘ und da is viel zu wenig Reflektion da find ich ...“<sup>210</sup>

„... Wirtschaft sowieso verpönt, ‚willst du die Welt versklaven?‘ ...“<sup>211</sup>

---

<sup>209</sup> Aus Fallzusammenfassung Nr. 31. In der Münchner Studienordnung für Ethnologie (:5) werden als Studienziele lediglich der Erwerb sehr spezifischen Fachwissens, Methodenkenntnis und die „Fähigkeit zu selbständiger wissenschaftlicher Arbeit“ aufgeführt.

<sup>210</sup> Aus Textkorpus Nr. 10. Vgl. auch Antweiler (1999: 230, 241): „Die Probleme liegen nicht nur zwischen Wissenschaft und praktischem Handeln, sondern auch in Widersprüchen zwischen verschiedenen ethischen Imperativen. Der eine verbietet Forschung in bestimmten Situationen und Kontexten, während der andere, ebenfalls ethische, Imperativ Forschung in solchen Kontexten gerade als unumgänglich einfordert“ und „Deshalb kann es auch nicht überraschen, daß klassische Themen der Ethnologie sehr häufig von Vertretern anderer Berufsgruppen behandelt werden.“

<sup>211</sup> Aus Fallzusammenfassung Nr. 36.

„... nicht immer nur auf die ‚böse‘ Wirtschaft schimpfen – ohne Wirtschaft verdient keiner sein Geld, heißt ja nicht, daß man sich gleich verkaufen muß ...“<sup>212</sup>

„... GTZ und Entwicklungshilfe überhaupt ist Feindbild gewesen ...“<sup>213</sup>

„... nicht ‚Oh mein Gott, dieses böse Wort Anwendbarkeit, das hatten wir doch schon mal‘ ...“<sup>214</sup>

„... Arbeitsgemeinschaft für Entwicklungshilfe e.V. ... aber die haben bis heute keinen Fuß in das akademische Leben in Deutschland gekriegt, is teilweise sogar heftig bekriegt worden ... ein Beispiel, wie weltfremd die Ethnologie sein kann, weil daß es da sehr kritische Fragen gibt aus der Praxis des Entwicklungszusammenhangs des is zweifellos, aber wenns ein sinnvolles Themengebiet gibt, in dem sich die Ethnologie mit ihrer Kenntnis einklinken kann und in dem man sich dann halt mit der Realität auseinandersetzen muß, dann is es das Feld der sog. Entwicklung ... die Weltbank ist z.B. auch an nem Anthropologen grundsätzlich mal interessiert ...“<sup>215</sup>

Alle vorstehenden Äußerungen stammen von Personen, die zumindest zeitweise in der viel zitierten ‚bösen Wirtschaft‘<sup>216</sup> tätig waren oder immer noch sind und hauptsächlich bereits während des Studiums, spätestens aber bei dessen Ende für diesen Bereich offen waren. Es wird also mehr die zu ihrer Zeit vorherrschende Stimmung wiedergegeben, als die eigene Meinung.

Ein anderer Aspekt, der hier von 2 Absolventen (und weiter unten in anderem Zusammenhang auch von vielen anderen) thematisiert wird, ist ein ‚Nicht vorhanden sein‘ oder der Rückzug der Ethnologie aus Bereichen, die viele als zumindest ‚ethnologisch interessant‘ bezeichnen würden, nämlich aus der Entwicklungszusammenarbeit und aus dem Migrationssektor. Dabei läßt sich unter den Befragten aus dem ‚jüngsten‘ Viertel der Abschlußjahrgänge ein klarer Rückgang der o.g. ‚dogmatischen‘ Tendenzen feststellen; d.h. man hat sich zwar immer noch kritisch mit den o.g. Feldern auseinandergesetzt, aber mehr differenziert und eine spätere Tätigkeit in diesen Bereichen nicht von vornherein ausgeschlossen.

Der im ersten Zitat bereits angesprochene Wunsch nach mehr Reflexion des Faches und seiner Studenten über sich selbst und die „Scheu“ vor bestimmten Tätigkeitsfeldern wurde ebenfalls öfter thematisiert.

---

<sup>212</sup> Aus Fallzusammenfassung Nr. 12.

<sup>213</sup> Aus Fallzusammenfassung Nr. 27.

<sup>214</sup> Aus Fallzusammenfassung Nr. 11.

<sup>215</sup> Aus Fallzusammenfassung Nr. 47.

<sup>216</sup> Leider wurde in den Interviews nicht auf die genauere Definition dieses Begriffes eingegangen, z.B. ob damit nur Unternehmen wie Rüstungsfirmen gemeint sind oder auch Werbeagenturen etc.

„... des macht Spaß, ich wär nie in ne Computerfirma gegangen, aber des hat überhaupt nichts mit Computer zu tun, man muß da echt bissl die Scheu verlieren ... ich hab keinen einzigen deutschen Kollegen, reise natürlich auch rum, es is gut bezahlt ...“<sup>217</sup>

Ein Aspekt, der in diesem Zitat steckt, ist die Frage, was noch als ethnologisch angesehen wird und was nicht mehr; dabei plädieren die meisten Absolventen für eine Erweiterung des ethnologischen Gegenstandsbereiches bzw. für die Öffnung hin zu aktuelleren Themen oder solchen, die traditionell eher von Soziologen, Sozialpädagogen oder Psychologen besetzt sind, die aber auch aus ethnologischer Perspektive Sinn machen (z.B. in der Beratung)<sup>218</sup>. Daraus könnten sich neue Betätigungsfelder für Ethnologen ergeben.

„... das Popmusik-Thema haben die anderen nicht als ethnologisch angesehen, dabei hatte ich vom Thema her auch viel Unterstützung von lokalen Künstlern ... obwohl des grad superaktuell war, gabs die ganzen Konzerte für Mandela und all so was und mit dem Thema konnte man aber auch beruflich was anfangen.“<sup>219</sup>

„... und wens dann irgendwie drum geht, seine eigene Perspektive mal ein bißchen zu erweitern, dann klappt des oft nicht so und des hat mir eigentlich geholfen, weil ich halt dann auch bereit war irgendwie so Sachen halt mitzumachen und nicht gesagt hab, ich will jetzt nur schauen wie die Chinesen mit dem Internet umgehen, also ich hab halt einen weiteren Begriff von Anthropologie ja, für mich passen halt Software-Developer wunderbar in den anthropologischen Begriff rein, des is eigentlich optimal für anthropologische Forschungen ja. Und des sind halt Ethnologen oft nicht bereit, dann muß man sich auch mal wirklich fragen, wieso die immer nur bereit sind, in die Fremde zu gehen und nicht irgendwie mal des Eigene auch zu suchen ...“<sup>220</sup>

„... überall, was relevant is fürn Ethnologen da mal die Nase reinstecken und ned nur oben im Elfenbeinturm sitzen, wir sind Ethnologen, wir wissen wo wir herkommen und wir wissen wo wir hingehen, sondern hey der Arbeitsmarkt is da, es gibt keine Wolke 7, wo drauf steht, Ethnologie ... ned immer wieder des selbe durchkauen und ned immer nur die armen kleinen Negerlein, die armen Indianer. Neuere Sachen, die Welt dreht sich weiter ...“<sup>221</sup>

Vielleicht liegt es auch an der hier angedeuteten engen Auffassung von Ethnologie und den daraus resultierenden wenigen ‚ethnologischen‘ Beschäftigungsfeldern, daß sowohl das Fach als auch die Fähigkeiten seiner Absolventen wenig bekannt sind. Fast die Hälfte der

---

<sup>217</sup> Aus Fallzusammenfassung Nr. 52.

<sup>218</sup> Vgl. Lutz (1991: 96): „Gerade die Hinwendung zur Lebenswelt, zum Verstehen fremden Denkens, zu einer Ethnologie ‚der feinen Unterschiede‘ qualifiziert die Kulturanthropologen für die Arbeit in der hochgradig differenzierten und komplexen Welt, in der es prinzipiell in der Beziehung Pädagoge und Klient ein Verstehensproblem gibt. Kulturanthropologie kann die Erkenntnisse, die sie aus dem Leben gewinnt, wieder gewinnbringend an dieses zurückgeben. Ich sehe große Chancen für Kulturanthropologen, die Kultur zu ihrem Beruf zu machen. Kultur nämlich beinhaltet auch die Herstellung eines gelingenden Alltags.“ Tatsächlich wurde des öfteren erwähnt, daß es Sozialpädagogen-spezifische Probleme gebe, die Ethnologen auf Grund einer anderen Herangehensweise nicht hätten.

<sup>219</sup> Aus Fallzusammenfassung Nr. 39.

<sup>220</sup> Aus Fallzusammenfassung Nr. 20.

<sup>221</sup> Aus Fallzusammenfassung Nr. 38.

Befragten sahen hier die Notwendigkeit, mehr „Lobbyarbeit“ zu betreiben bzw. die gesellschaftliche Relevanz<sup>222</sup> der Ethnologie deutlich zu machen.

„Aber als Ethnologin, kennt eh keiner, ich sags manchmal obwohls mir widerstrebt Völkerkunde und dann stellt man sich so vor, daß man dann mit Bundhose und festen Stiefeln und Tropenhelm da irgendwelche lendenbeschürzten Schwarzen dann photographiert.“<sup>223</sup>

„... Das Image-Problem der Ethnologie ist, daß sie keins hat ...“<sup>224</sup>

„... da is Cultural Anthropology schon in der Schule n ganz normales Fach und hier muß man sich ja während dem Studium schon ständig rechtfertigen, wieso ma des studiert, die Leute fragen einen, ‚was willst du damit‘ ... die hätten sich des nicht gedacht, daß Ethnologen gar nicht so geistig so weg sind, sondern auch in der Praxis sehr wohl umgehen können mit Menschen ...“<sup>225</sup>

In diesem Zusammenhang wurde von knapp 40% der Befragten mit großem Bedauern festgestellt, daß trotz der vielen Felder, zu denen Ethnologen bzw. die Ethnologie „etwas zu sagen hätte“, sie sich viel zu wenig „einmischt ins aktuelle deutsche Geschehen“ oder „öffentliche Diskussionen anregt“ und „sich ins Gespräch bringt“. Wie bereits zuvor werden auch hier Bereiche genannt, in denen ethnologische Kompetenzen gefragt sein müßten.<sup>226</sup>

„... oder wenn se mal was publizieren würden, was irgend jemand mal liest, was auch von Interesse is, für jemand der nicht die Speerspitzen der xy studiert und zwar auch verständlich publiziert, auch nicht in dem Jargon, machen z.B. auch die französischen Ethnologen eher ...“<sup>227</sup>

„... ich mein, des historische Wissen is ganz amüsan, aber ansonsten nicht nur ein ganzes Semester lang einen Ritus beschreiben, sondern einfach sagen, was läßt sich draus ableiten,

---

<sup>222</sup> Vgl. Antweiler (1999: 216): „Relevanz heißt hier nicht kritiklose Zurverfügungstellung für Nutzer, sondern ausdrückliches Bezugnehmen auf reale Lebensumstände von Menschen. ... daß ... das Engagement von Ethnologinnen und Ethnologen in Praxisfragen nicht nur „noch Ethnologie“ ist, sondern die Ethnologie in ihren genuinen Anliegen bereichern kann.“

<sup>223</sup> Aus Textkorpus Nr. 7.

<sup>224</sup> Aus Fallzusammenfassung Nr. 16. Dazu Fischer (1988: 19f): „Dieses ‚Image‘ spielt aber gerade bei dem Versuch, in neue berufliche Bereiche vorzustoßen, eine ganz erhebliche Rolle.“ und „Die ersten, in unterschiedliche Berufe gekommenen Ethnologen werden wahrscheinlich ganz entscheidend dort das ‚Image‘ prägen.“. Das letztere ist von zwei Absolventen angesprochen worden; sie wären bei ihrer Bewerbung u.a. deshalb erfolgreich gewesen, weil der Arbeitgeber zuvor schon ‚gute Erfahrungen‘ mit Ethnologen gemacht hatte.

<sup>225</sup> Aus Fallzusammenfassung Nr. 14. Vgl. dazu Römhild (1991: 208): „Viele der erfolgreichen KulturanthropologInnen haben sich als Einzelkämpfer einen Platz erobert; sie haben sich aktiv in Berufsfelder eingemischt, deren Verantwortliche erst einmal überzeugt werden mußten, was Kulturanthropologen so alles leisten können.“

<sup>226</sup> Vgl. Antweiler (1999: 218): „Mit Ausnahme einiger Museen ist die Ethnologie in Deutschland als Wissenschaft in den gesellschaftlichen Debatten nicht präsent. Einzelne Vertreter äußern sich zwar gelegentlich, aber als Fach schweigt die Ethnologie zu derzeit brisanten Themen“.

<sup>227</sup> Aus Fallzusammenfassung Nr. 14.

wie kann man das Wissen darüber praktisch anwenden ... aber wie denn, wenn wir noch nicht mal des bißchen Wissen, des wir haben, in die Politik einbringen können.“<sup>228</sup>

„Die Anwendung muß nicht immer gleich bewiesen werden, aber es gibt echt soviel spannende Themenbereiche, wo die Ethnologie beitragen könnte, politische Diskurse, Soziales, Schulberater, wirtschaftlich ... nicht immer so sehr spezifisch bleiben bei irgendwas weit weg von uns ...“<sup>229</sup>

„... den theoretischen Unterbau und die Nähe zur Soziologie und zur Volkskunde mehr rausstellen und den praktischen Nutzen, grad in ner beginnenden multikulturellen Gesellschaft hat die Ethnologie ja n wahnsinniges Potential, raus ausm Elfenbeinturm, rein ins Hasenberg - es geht nicht um schlimm, sondern um vielfältig.“<sup>230</sup>

Was bisher immer wieder deutlich wurde, war der Wunsch, die Ethnologie und die erworbenen Fähigkeiten aktiv in verschiedenen Betätigungsfeldern auch in Deutschland einbringen zu können und damit auch ein gewisses Gefühl der „Daseinsberechtigung“ zu haben bzw. den Exotenstatus abzuschütteln.

„... daß man gebraucht wird, daß es n sinnvoller Beruf ist, hier wird's immer so nach dem Motto ‚man kann sich's leisten‘ gesehen ... und da wurden eben auch die Ethnologen der Stadt befragt, um das zu erklären und da war ich nach innen sehr viel integriert, von der Presseseite, von Filmern, von städtischen Behörden, alle kamen immer auf Ethnologen zu, man wurde eben um seine Meinung gebeten und des hat mir schon so n Aspekt vermittelt, es is wirklich wirklichkeitsrelevant und aktuell, was ich da mache. Es war auch nicht dieses ‚Ja was willstn damit machen‘ und dann kommt meistens so ‚ins Museum gehen‘ oder im brasilianischen Dschungel irgendwelche letzten versprengten Indianerhäufchen erforschen und dort wars anders, dort war eben alles offen. Überhaupt die Wichtigkeit von Ethnologen war dort vollkommen klar, es wurde überhaupt nicht diskutiert, daß Ethnologen ne Daseinsberechtigung haben und auch noch höchst sinnvoll und von Nutzen sind ... des hat vielleicht eher einfach was mit der Außenwirkung zu tun, des Bild von nem Ethnologen wird hier in Deutschland falsch vermittelt, des wäre nicht nur ne universitäre Aufgabe des zu ändern, sondern auch der Ethnologen selbst, sich nützlich zu machen bei Polizei, auf der Gesundheitsebene, bei städteplanerischen Fragen, daß man aktiver ist, daß man auch weg kommt von diesem strickenden Öko-Ethnoimage und wirklich als tatkräftiges, fachkompetentes Wesen anerkannt wird.“<sup>231</sup>

„... aber kürzlich hat einer, n Deutscher, der in Brasilien arbeitet, n Vortrag gehalten, wies dann so in Brasilien is und so Beispiele gebracht, wie die Ethnologen dort ihre Kolumnen in den Tageszeitungen haben, wie dort jeder weiß, was ein Ethnologe is und man sich da wirklich als Ethnologe bewerben kann hie und da und dann auch son paar Sachen dann vorgestellt, Bereiche in denen des geht und da sind die völlig entrüstet ‚solche Zustände wollen wir aber nicht hier‘ ich dachte warum denn nicht, des wär doch klasse, wenn mal jemand wüßte, was des is und da n Job ausschreiben würde und daß die irgendwie mal verbreiten, hier in dem guten Land, was denn überhaupt Ethnologie is, daß nicht jeder, der sich bewirbt hingehen muß und seinem Arbeitgeber erklären, also ich bin Ethnologe, Sie müssen sich vorstellen, des is ungefähr des und des, des könnte vielleicht für Sie auch ganz

---

<sup>228</sup> Aus Fallzusammenfassung Nr. 13.

<sup>229</sup> Aus Fallzusammenfassung Nr. 14.

<sup>230</sup> Aus Fallzusammenfassung Nr. 49.

<sup>231</sup> Aus Fallzusammenfassung Nr. 11.

nützlich sein' ... mein damaliger Freund hat dann immer so gemeint ‚Ihr lernt immer was die Hullibulli in Halligalli für Unterhosen anhaben‘, des trifft schon fast ...“<sup>232</sup>

Diese Absolventin schneidet ein Thema an, das seit langem innerhalb der Disziplin debattiert wird, nämlich die Frage, ob das Fach bzw. das Studium praxisorientierter gestaltet werden müsse. Darauf werde ich in Punkt 4. zurückkommen; zunächst soll dargestellt werden, welche Fähigkeiten die Befragten in ihrem Ethnologiestudium erworben haben.

### **3.8 Durch das Studium erworbene Kompetenzen und die Frage nach der erneuten Wahl von Ethnologie als Studienfach**

Die beiden Fragen, die das Thema ‚im Studium erworbene Kompetenzen‘ angesprochen haben, lauteten: „Was haben Sie aus dem Studium<sup>233</sup> mitnehmen können und was davon hat Ihnen in beruflicher Hinsicht geholfen?“ und „Welche Fähigkeiten zeichnen Ethnologen Ihrer Meinung nach aus?“. Die letzte Frage löste oft zweierlei Arten von Widerspruch aus. Zum einen wurde sie teilweise umformuliert zu „welche Fähigkeiten *sollten* sie auszeichnen“ denn, so wurde argumentiert, komme das ganz auf die persönlichen Interessen und die Art der Beschäftigung an, der man nachgehe und zweitens könne auch jemand, der Ethnologie studiert hat beispielsweise intolerant und borniert sein.

„... fürs Museumsarchiv kann ich n schüchternes Mauerblümchen sein, wenn ich aber auf Feldforschung gehen will, muß man auf Leute zugehen können, zuhören, Bereitschaft, Fremdsprachen zu lernen ...“<sup>234</sup>

Zum anderen wurde oft Unwillen bekundet, diese Fähigkeiten als ‚ethnologische‘ zu bezeichnen, weil man sie damit implizit allen anderen Menschen, die nicht dieses Fach studiert haben (vor allem anderen Geisteswissenschaftlern) absprechen würde.

Es soll hier deshalb noch einmal betont werden, daß dies nicht der Gedanke hinter dieser

---

<sup>232</sup> Aus Textkorpus Nr. 21. Vgl. Antweiler (1999: 222): „Demzufolge kann es wissenschaftlich gesehen nicht angehen, daß angewandte Ethnologie für die akademische Ethnologie weiter als ‚Sünde‘, als das ‚Unreine‘ oder als ‚das Andere‘ und wie Journalismus pauschal als unseriös eingestuft wird und, wie zwar auch in anderen Ländern, meiner Erfahrung nach aber besonders in Deutschland, als anrüchig gilt.“

<sup>233</sup> Als Studium wurde hier sowohl das institutionelle als auch das Selbststudium gesehen.

<sup>234</sup> Aus Fallzusammenfassung Nr. 35.

Frage war. Vielmehr sollen im Folgenden Kompetenzen zur Sprache kommen, die selbstverständlich jeder Mensch haben kann, die wohl auch in den anderen Geisteswissenschaften gefördert werden, die aber Ethnologen vielleicht in besonderem Maße auszeichnen. Außerdem haben sich die Antworten auf beide Fragen meist überschritten oder waren identisch, so daß sie hier im weiteren als eine Frage behandelt werden.

Die Aufzählung begann oft (20 mal) mit dem – generell geisteswissenschaftlichen – wissenschaftlichen Arbeiten: Man habe gelernt, sich effizient und schnell in fremde Gebiete einzuarbeiten, mit Texten umzugehen und zu recherchieren.<sup>235</sup>

„... bei den Ethnologen kriegst du halt n Brocken hingeschmissen, bearbeiten sie mal das Thema und was du dann draus machst und wie du des nennst und du des aufbaust ... da haben die Ethnologen den anderen was voraus, des können wir besser als andere Fächer ...“<sup>236</sup>

Nur 8 Personen meinten, sie hätten besonders durch die schriftlichen Arbeiten inhaltlich viel gelernt. Diese geringe Anzahl könnte zum einen dadurch zustande gekommen sein, daß die meisten es als selbstverständlich ansehen, inhaltlich etwas ‚mitgenommen‘ zu haben oder die Frage nicht dahingehend ausgelegt haben. Zum anderen würde sie mit der in Punkt 3.6.2.1 geäußerten Kritik übereinstimmen, die eine mangelnde Vermittlung u.a. von Theorie- und Methodenkenntnissen betraf.

Flexibilität, Offenheit und Toleranz wurden explizit 27 mal genannt. Dabei meinten manche, daß man schon eine gewisse Veranlagung haben und eine gewisse Sensibilität vorhanden sein müsse, um sich überhaupt für das Fach zu interessieren und diese Tendenzen würden dann bestätigt und verfeinert.<sup>237</sup>

„... keine Scheuklappenmentalität, lassen auch andere Argumente gelten und sind bereit Leute so zu akzeptieren, wie sie sind ...“<sup>238</sup>

„... man lernt Flexibilität zu entwickeln, diese Einstellung auf verschiedene Kontexte, die übt man ein, ob des jetzt daran liegt, daß man sich ständig mit dem Fremden und dem

---

<sup>235</sup> Dies muß nicht unbedingt der zuvor geäußerten Kritik widersprechen, da jeweils unterschiedliche Aspekte des wissenschaftlichen Arbeitens angesprochen werden.

<sup>236</sup> Aus Textkorpus Nr. 9.

<sup>237</sup> Meiner Meinung nach gehört zu dieser Veranlagung auch eine hohe ‚Unkonkretheitstoleranz‘; generell wäre es interessant zu wissen, welche Typen Mensch überhaupt ein Ethnologiestudium beginnen. Es soll dazu eine Studie des Ethnologischen (?) Instituts in Wien geben, die aber leider nicht ausfindig zu machen war.

<sup>238</sup> Aus Textkorpus Nr. 6.



Eigenen beschäftigt oder die Akkulturation in neue subkulturelle Systeme, aber es is ne tolle Fähigkeit, grade heutzutage ...<sup>239</sup>

Wie sich bereits an den Beschäftigungsverläufen zeigte, ist Flexibilität gerade im Umgang mit dem Arbeitsmarkt eine wichtige Eigenschaft, da es für Ethnologen keine ausgewiesenen Tätigkeitsfelder (außer Wissenschaft und Museum) gibt.

„... eine Kompetenz, die sie schon erwerben, is flexibel zu bleiben, vor allem wenn‘ s um den Arbeitsmarkt geht, bei den Leuten wo er noch mitgekriegt hat, was mit Ihnen passiert, die waren da schon relativ offen ...“<sup>240</sup>

„... sind flexibel, deswegen kann man dann auch auf die diversen Zufälle in alle möglichen Richtungen reagieren ...“<sup>241</sup>

Was hier mit „verschiedene Kontexte“ gemeint ist, wurde auch als „die ständige Beschäftigung mit immer wieder verschiedenen, fremden (Denk-)Welten“ umschrieben, wodurch Flexibilität erworben bzw. „trainiert“ wird (vgl. auch weiter unten „Denktraining“):

„Nachdem ich mich in irgendwelche Völker rein gedacht hab, glaub ich nicht, daß mich irgendeine Materie noch schocken kann, außer vielleicht reine Technik oder Chemie oder so.“<sup>242</sup>

Die meisten Absolventen gaben an, mehr Verständnis für und eine kritischere Betrachtung von gesellschaftlichen Prozessen bzw. Zusammenhängen entwickelt und eine Erweiterung ihres Horizonts erfahren zu haben.

„... Daß man einen distanzierten Blick auf Dinge gewinnen kann, daß man einfach n kritischen Blick gewinnt, des is sehr wertvoll, aber ob des jetzt mit dem Ethnologie-Studium speziell zusammen hängt, weiß ich nicht. Daß man auch des ganze Weltgeschehen sozialkritisch hinterfragt, versucht, sich von verschiedener Seite her zu informieren. Daß man den Eurozentrismus der so allgemein vorherrscht bißchen verlassen kann ... so ne gewisse Grundwachsamkeit ... des merk ich auch immer wieder, daß ich manche Dinge anders seh als andere, ich bin z.B. im Chor und komm mit Leuten zusammen aus den verschiedensten sozialen Schichten und wenn ich da gewisse Dinge ansprech, wo ich mir einbilde, des is ja eh klar, dann kommt nur des große ‚oha, spinnst du‘, völliges Unglauben und Staunen und da wird es einem doch immer wieder bewußt ...“<sup>243</sup>

„... einen Weltdiskurs, eine geistige Vorstellung und tägliche Beschäftigung mit der Welt als ganzen Planeten und die is für mich nach wie vor wahnsinnig wichtig ...“<sup>244</sup>

---

<sup>239</sup> Aus Textkorpus Nr. 10.

<sup>240</sup> Aus Fallzusammenfassung Nr. 35.

<sup>241</sup> Aus Fallzusammenfassung Nr. 25.

<sup>242</sup> Aus Fallzusammenfassung Nr. 15.

<sup>243</sup> Aus Fallzusammenfassung Nr. 34.

Dieser „kritische Blick“ und die „Grundwachsamkeit“ beziehen sich nicht nur auf ‚die Welt an sich‘, sondern auch auf die eigene Person:

„... des Studium allgemein, daß du halt einfach lernst, Sachen nicht für selbstverständlich zu nehmen, sondern daß du immer weißt, daß es andere Möglichkeiten gibt, also du hast diesen konzeptionistischen Imperativ, den hast du verinnerlicht, daß du immer Möglichkeiten offen läßt und da sind wir jeder anderen Studienrichtung voraus, weil wir’s eben nicht nur in der Theorie machen ... einfach auch sich selber in Frage zu stellen ... du lernst, dich selbst zu beobachten, du lernst, dich selbst zu analysieren, manche Leute werden dabei zynisch und bauen so ne permanente Selbstkritik auf, aber es geht einfach darum, daß du lernst, Sachen permanent zu hinterfragen, immer noch ein Stück weit weiter hinter sein Selbstverständnis zu schauen. Und des is des was die Ethnologiestudenten im Zweifel anderen Studenten voraus sind und des is die Kernkompetenz von Ethnologiestudenten und des is des eigentlich, mit dem sie sich ihr Geld verdienen können ...”<sup>245</sup>

„... Sicherheit, daß des nicht entweder oder, richtig oder falsch, sondern eben dieses sowohl als auch sein kann; einfach alles bissl differenzierter zu sehen ... mein Freund sagt oft, ‚kannst Du nicht einfach ja oder nein sagen‘ und wenn’s bloß darum geht ob er mich fragt, ‚schmeckt Dir der Fruchtsaft‘, dann sag ich, wenn ich da jetzad noch n Schuß Wasser dazu tu, er is sehr süß, also für mich persönlich is er zu süß, aber unter der Voraussetzung, daß man gern Süßes mag, is des o.k. ... weil es gibt ned weiß-schwarz, es gibt ned ja und nein, es is alles relativ und du mußt zuerst mal die Prämissen festlegen ...”<sup>246</sup>

Neben einer generellen Neigung zur Relativierung (nicht nur in Form des Kulturrelativismus) ist es vor allem das oben angesprochene „nichts für selbstverständlich nehmen“ und immer wieder andere Möglichkeiten zu sehen, das nicht nur eine Art Flexibilität, sondern auch eine stark kreative Komponente birgt<sup>247</sup>:

„... des is keine brotlose Kunst, des is eine sehr kreative Kunst und ja, ich weiß nicht was Du später mal vorhast, aber es gibt tausend Möglichkeiten, was zu machen ... Also genau dieses offen halten von Perspektiven, dieses Seite wechseln, diese Möglichkeiten, sich zu sehen und zu konstituieren, diese Möglichkeit, die Perspektive offen zu halten, is ja eigentlich des Wichtigste für die berufliche Laufbahn und des is die andere Kernkompetenz ...”<sup>248</sup>

„... als Akademikersorte auch bißchen diejenigen, die gegen den Strich denken können und wollen und sehr stark eine qualitative Dimension einbringen ...”<sup>249</sup>

„... ich schwelge dann in Plänen mit meiner Freundin ne Firma aufzumachen, z.B. im Bereich Flugsicherung also bei Flughäfen, da hat se auch geforscht ... sie hätte des Know How und ich hätte inzwischen sicher auch des organisatorische Know How oder Kontakte herzustellen oder auch im Bereich Kultur ne Firma aufzumachen, bißchen anderer

---

<sup>244</sup> Aus Fallzusammenfassung Nr. 47.

<sup>245</sup> Aus Fallzusammenfassung Nr. 20.

<sup>246</sup> Aus Textkorpus Nr. 7.

<sup>247</sup> Dazu Lange (1998: 8): „Die im Studium geübte und thematisierte Auseinandersetzung mit dem kulturell Fremden, die persönliche Situation in unerwartet-fremden kulturellen Zusammenhängen, verleiht vielen Arbeitsplatzsuchenden ... die Kreativität, sich im Dschungel der Berufsmöglichkeiten zu orientieren und ihren eigenen Weg zu beschreiten.”

<sup>248</sup> Aus Fallzusammenfassung Nr. 20.

<sup>249</sup> Aus Fallzusammenfassung Nr. 45.

Zuschnitt, des sind für mich alles Möglichkeiten, denkbare Varianten oder auch so ne Beratungsfirma, an dem ich Spaß hätte ...”<sup>250</sup>

In Bezug auf das Arbeitsleben gaben 13 der Befragten an, nichts aus dem Studium in ihren Tätigkeiten verwerten zu können; 4 Personen gaben an, weder persönlich noch beruflich vom Studium profitiert zu haben. Den anderen half es vor allem, die Perspektive bzw. zwischen verschiedenen Konzepten” wechseln zu können und die bereits angesprochene, verinnerlichte ‚Selbstanalyse‘. Besonders, wenn es darum geht, eine „Vermittlerrolle” einzunehmen, z.B. zwischen Computerspezialisten und Anwendern oder in der Beratung von Migranten kommen diese Stärken zum Tragen.

„... des trainieren der eigenen Denkweise, auch des Reflektieren können über die eigene Brille, wenn überhaupt, dann is des des wichtigste, also ich hab z.B. im Umgang bei weitem nicht die Schwierigkeiten, die sonst in sehr vielen Stellen oder öffentlichen Ämtern immer genannt werden und des zeigt sich sofort in der Beratung, daß ich davor keine Angst habe, also diese Angst vorm Fremden, auch wenn ich manches nicht verstehe, zu erkennen, wann ich Rückschlüsse mach, die aber jetzt z.B. ich als Europäerin mach, wo ich mich dann auch stoppe ... wirklich des Trainieren, daß man seine eigene kulturelle Identität wahr nimmt und des nicht als selbstverständlich nimmt, daß is das Werkzeug, was mir am meisten hilft, des kann man gar nicht so genau benennen, des is wie ne Trainingsphase gewesen die Ethnologie, weil mans permanent durchgespielt hat im Kopf und es wirkt sich einfach aus in der Arbeit. Ja auch mal inbrünstig was ablehnen zu können und aber auch wissen, des tu ich jetzt weil ich damit nicht einverstanden bin, aber nicht um nen Rundumschlag zu machen ... auch ganz bestimmte Dinge einfach stehen lassen zu können ... so ein gewisser Blickwinkel oder es is ja eigentlich n Denktraining ... dieses Wissen auch, daß man ein Gesamtkonzept im Blick behält und schaut wie relativ is Kultur und wann spielt ne Rolle und wann nicht ... weil dann kann man auch damit umgehen, also grade wo man ne Tätigkeit hat, wo man versuchen soll, zwischen verschiedenen Interessengruppen zu formulieren, wo es nützlich is, wenn man zwischen verschiedenen Konzepten wechseln kann, des verstehen und übersetzen kann ... also mir kam’s da zu Gute, ich hab’s in meinem Resultat gemerkt ... grade weil man den Blick auf die Menschen ständig hat und wie Menschen sich verhalten, warum tun die Menschen was sie tun, des is eigentlich die Frage bei der Ethnologie und des hilft einem in vielen Berufen.”<sup>251</sup>

„... z.B. des waren für mich ja auch Bereiche – Computer? Mh, ja ich wußte, wie ma Windows startet und wußte auch wie ma mit Word umgeht, aber ansonsten war des für mich terra incognita, also mindestens genauso wie das tiefste Schwarzafrika, des zum einen, aber des glaub ich wars gar ned so, also ich hab ja technische Dokumentation gemacht ... und du schreibst da n Handbuch für diese Hardware und Software, des kaufen die Leute im Karton, bauen sichs ein, installieren sich die Programme und versuchen dann irgendwie die Videos in den PC zu bekommen und zu schneiden. Is ja heute alles kein großes Problem mehr, aber wie ich dort damals gearbeitet hab, wars wesentlich anspruchsvoller wie heute. Du hast des Problem, du hast es mit Programmierern zu tun und die erzählen dir immer wahnsinnig kryptische Sachen, wo du irrsinnige Probleme hast, das zu verstehen, was sie denn eigentlich meinen und dann sollst du des in Schriftform passen und irgendwelchen Leuten, die überhaupt keinen blassen Dunst und Schimmer haben, plausibel machen, was se eigentlich machen müssen, wo’s evtl. Probleme gibt und wie sie die beheben, die aber i.d.R. keinerlei Vorkenntnisse haben, des is also wie du gehst irgendwo ins Ausland, erforscht eine Kultur, versuchst es zu verstehen, schreibst dann deine Feldforschungsberichte und

<sup>250</sup> Aus Textkorpus Nr. 10.

<sup>251</sup> Aus Fallzusammenfassung Nr. 14.

hoffst daß die Leute daheim dann kapieren, was du da erlebt hast und was da eigentlich so abläuft und wie die so drauf sind. Des fand ich sehr witzig, also des war für mich so ne Parallele zur Ethnologie, z.T. war's wirklich sehr, ich stand da oft davor wie der Ochs am Berg, was will er mir jetzt sagen, was bedeutet des und hastes dann verstanden, haben sich dir irgendwie ganze Universen aufgetan. Ja und dann wird's wahrscheinlich des Gleiche sein, wenn du da n Praktikum im Personalbüro machst und du kannst mit einem anderen Blick auf Menschen zugehen, mit einem viel wissenschaftlicheren, forschenderen ..."<sup>252</sup>

„Was mir in gewisser Hinsicht immer noch weiter hilft, is eine gewisse Weitung der Weltsicht, die Kenntnis über völlig andere Zusammenhänge kultureller Art, des Zusammenlebens von Menschen und des a im Kopf behalten und deswegen die Dinge wesentlich relativierter und auch offener sehen zu können, des is noch des härteste Material, des aus der Ethnologie kommt. Daß es eben anders a geht, daß nichts absolut is und ich bin mir auch sicher, daß ich konsequent genug war, das auch auf mein eigenes Leben anzuwenden. Grad bei der Führung von Gruppen, seinens Kids mit 19 oder seinens mal wieder die technischen Leiter von Mercedes Benz, es is extrem wichtig, des auch in ner Gesprächssituation umsetzen zu können. Weil Ethnographie is es jedsmal wensd so willst, weil die sind von nem völlig anderen Planeten, sowohl die einen als auch die anderen und sind deswegen, wenn sie wirklich ihr Geld für Training oder ihre Initiative aufgewandt haben, schon drauf angewiesen, ein Gegenüber zu haben, des flexibel genug und tolerant genug und vielschichtig genug is und in der Lage auf sie einzugehen. Des is der Zusammenhang mit der Ethnologie.“<sup>253</sup>

Insgesamt lassen sich diese Fähigkeiten vielleicht am besten unter dem Schlagwort ‚Soft Skills‘ einordnen.

„... aber immer noch die wenigsten können sich überhaupt was unter Ethnologie vorstellen, ‚was isn das‘, die Fähigkeiten kann man nicht in Form eines Zeugnisses präsentieren, ich denk, daß die eher irgendwie diffuser sind ... ich hab sicherlich sehr viel gelernt, aber nicht des, wo ich einem Arbeitgeber gegenüber sagen könnte, ich kann des und jenes, nehmen sie mich. Man reflektiert über Dinge, kann nachdenken, des sind Eigenschaften, die durchaus präsent sind, aber einem Arbeitgeber gegenüber schwer vermittelbar ... die treten dann zu Tage, wenn man halt wo arbeitet ...“<sup>254</sup>

„... was ich jetzt von denen allen gesehen hab, die wünschen sich alle jemanden, der diese Fähigkeiten hat, als Soft Skills und ich hab jetzt oft genug mit relativ hohen Managementrängen zu tun gehabt, die alle fragen was ich studiert hab, ja ich hab Ethnologie studiert‘, dann reißen alle die Augen auf, wow, des geht also ah, so in die Richtung, aber des is eben nur dieser Grundsound von Fähigkeiten, denst da kriegst und aus dem du dann schon gfälligst selber die wirtschaftlich erfolgreichen Dinge kneten muß. Ethnologie allein is ganz jämmerlich ...“<sup>255</sup>

Außer den Wissenschaftlern und Länderexperten unter den Ethnologen fehlen den meisten Absolventen, wie im letzten Zitat angedeutet, dagegen die ‚Hard Skills‘ (wenn nicht durch Praktika etc. angeeignet).

---

<sup>252</sup> Aus Textkorpus Nr. 22.

<sup>253</sup> Aus Fallzusammenfassung Nr. 31.

<sup>254</sup> Aus Fallzusammenfassung Nr. 30.

<sup>255</sup> Aus Fallzusammenfassung Nr. 31.

„... ich glaub, des is eines der größten Mankos an der Anthropologie überhaupt, daß die Studenten kein Handwerkszeug lernen, also ich nenn des Prozeßkenntnis, man geht aus dem Studium raus und man weiß eigentlich nicht, wie man was macht ... ein Schuster lernt Schuhe zu machen, ein Journalist lernt Artikel zu schreiben, ein Ökonom lernt, internationale Statistiken zu lesen oder ein Unternehmen zu analysieren, deswegen Prozeßkenntnis, man weiß A, B, C, D, E und ich kann ein Produkt liefern und des Produkt der Anthropologie ist völlig unklar ...“<sup>256</sup>

Dies ist unter anderem ein Grund, wieso 15 der Befragten Ethnologie nicht noch einmal als Studienfach wählen würden.

„... Medizin, wenn’s um danach geht, des is einfach ein Handwerk und des kann man auch auf der ganzen Welt einsetzen ...“<sup>257</sup>

„... ich würde heute einen direkten, produktiven Studiengang, also einen arbeitsorientierten Standardstudiengang wählen, relativ zielstrebig ein juristisches Studium oder n Journalistenstudium, n Handwerkszeug ... des, was ich heute gerne mache, hätte ich so viel schneller erreicht ...“<sup>258</sup>

33 Absolventen würden sich auf jeden Fall wieder für Ethnologie entscheiden:

„Ich hab immer gesagt, ich hab zwei Dinge richtig gemacht in meinem Leben und sonst sehr viel falsch, des is mein Kind und mein Studium, also die beiden Entscheidungen waren immer richtig.“<sup>259</sup>

15 davon würden ihr Studium allerdings in folgenden Punkten anders organisieren: An eine andere Universität, an der die Lehre strukturierter, aktueller, praxisbezogener und interdisziplinärer ist, gehen; zielgerichteter und schneller studieren; sich mehr spezialisieren und Praktika machen; länger ins Ausland gehen und andere Nebenfächer-Kombinationen wählen.

Insgesamt würden also knapp zwei Drittel der befragten Absolventen die Konsequenzen aus der Kritik am Studium und sich selbst ziehen.

#### **4. Fazit**

Die Ergebnisse der Studie bestätigen, daß Ethnologen weder zur Arbeitslosigkeit verdammt sind, noch grundsätzlich am Hungertuch nagen müssen. Mit einer Arbeitslosenquote von 6,3% liegen die Münchner Ethnologie-Absolventen sogar noch einiges unter dem

---

<sup>256</sup> Aus Fallzusammenfassung Nr. 47.

<sup>257</sup> Aus Fallzusammenfassung Nr. 30.

<sup>258</sup> Aus Fallzusammenfassung Nr. 47.

Bundesdurchschnitt und die Absolventen sind größtenteils mit ihrer momentanen Beschäftigungssituation zufrieden.

Trotzdem wurde reichlich und vielfältig Kritik am Studium geübt. Betrachtet man diese hinsichtlich der späteren Beschäftigungssituation, so ist die Forderung nach mehr Praxisbezug im Studium am bedeutensten. Wie sich gezeigt hat, reicht i.d.R das Studium alleine nicht aus (außer in der Wissenschaft), um sich auf dem Arbeitsmarkt behaupten zu können, sondern 2. und 3. Standbeine sind notwendig, Kenntnisse und Qualifikationen in Bereichen, in denen die im letzten Punkt dargestellten Fähigkeiten konkret eingebracht werden können. In dieser Hinsicht sind sowohl Studenten als auch das Institut gefordert.

Letzteres, indem es die Studenten nicht in dem Glauben läßt, Ethnologie sei eine brotlose Kunst mit der man nichts anfangen könne, sondern sie in ihrem Wunsch nach einer mehr oder weniger ethnologienahen Beschäftigung bekräftigt<sup>260</sup> und dabei immer wieder darauf hinweist, daß zum Erreichen dieses Zieles neben dem Studium gesammelte Erfahrungen und Kenntnisse ein wichtiger Baustein sind. Generell hat sich die Unterstützung der Studenten auf ihrem Weg in die Praxis sicherlich auch an den finanziellen und personellen Kapazitäten des Institutes zu orientieren; allerdings muß diese Unterstützung zunächst nichts mit einer ‚Praxisorientierung‘ an sich zu tun haben, sondern kann sich auf das entsprechend deutliche zur Verfügung stellen eines Veranstaltungsangebotes beziehen, das den Studenten während des Grundstudiums ein fundiertes ethnologisches Wissen vermittelt. Dies könnte sie zum einen dazu befähigen, sich auch selbständig (neben Veranstaltungen zu aktuellen Themen) näher mit ausgewählten Inhalten der Ethnologie zu beschäftigen und sich damit eine Tätigkeit in Bereichen offen zu halten, in denen landeskundliche Spezialisten oder solche im Hinblick auf bestimmte Themen gefragt sind (z.B. in der Wissenschaft, der Entwicklungszusammenarbeit, politischen Institutionen etc.). Zum anderen entsteht dadurch vielleicht auch das Gefühl, wirklich ‚etwas gelernt‘ zu haben und ‚etwas zu können‘; so kann man mit einem entsprechenden ethnologischen Selbstbewußtsein an potentielle Arbeitgeber heran treten. Mit der Einführung von Grundkursen (auf freiwilliger Basis) im Sommersemester 2001 wurde bereits ein wichtiger Schritt in diese Richtung getan.

---

<sup>259</sup> Aus Fallzusammenfassung Nr. 14.

<sup>260</sup> Ihnen also nicht „die von Selbstzweifeln geplagte Berufsidentität der Ethnologen“ weiter zu vermitteln (Hagmann 1995: 3).

Was nach Meinung der Studenten aber außerdem noch zu einem Ethnologiestudium gehören muß, sind Feldforschungen, in welcher Form auch immer. Dadurch würde nicht nur die Möglichkeit bestehen, Gelerntes anzuwenden und die eigene 'Feld- und Wissenschaftstauglichkeit' zu erproben, sondern auch die Chance, wichtige Sozialkompetenzen bzw. studienbezogene Auslandserfahrungen zu sammeln, die bei einer Bewerbung Pluspunkte bringen können. Nicht nur in dieser Hinsicht stellt die in den kommenden Monaten stattfindende Lehrforschung im Sudan einen großen Gewinn für die teilnehmenden Studenten dar.

In den Interviews wurde immer wieder deutlich, daß 'Praxisorientierung' nicht meint, den Studenten tätigkeitsspezifische Kenntnisse, wie das oft zitierte 'Brunnenbauen' näherzubringen<sup>261</sup>, sondern sie dazu anzuleiten und motivieren, sich diese Fähigkeiten selbst während des Studiums anzueignen bzw. auszuloten, ob ihnen bestimmte Tätigkeiten überhaupt 'liegen' oder nicht. Dazu gehört das Bereitstellen und Verbreiten von Informationen, wie dies beispielsweise mit der Broschüre 'Berufsorientiert studieren' des Instituts für Ethnologie in Berlin geschieht. Diese enthält u.a. 'Tips und Ratschläge zum Erwerb überfachlicher Qualifikationen', Erklärungen zur Bedeutung von Praktika, Literaturhinweise, eine Adressliste mit Stipendienggebern und soll 'die StudentInnen ... zum aktiven Studium und zur Entfaltung von Eigeninitiative und Engagement motivieren.'. Denkbar wären auch regelmäßige Lehrveranstaltungen, in der über ethnologische Tätigkeitsfelder diskutiert und z.B. eine Broschüre wie die o.g. erstellt werden könnte.

Um das dazu nötige Wissen zu generieren und wichtige Kontakte zum 'Arbeitsmarkt' herzustellen, wäre neben der Einbeziehung 'erfahrener' Studenten die Gewinnung von 'Ehemaligen' von großer Bedeutung, denn:

„Sie besitzen aktuelle Informationen über die Entwicklungen in ihren Tätigkeitsbereichen und könnten Studierenden, deren Situation sie aus eigener Erfahrung kennen, mit Rat und Tat beiseite stehen.“<sup>262</sup>

Und:

---

<sup>261</sup> Und auch gar nicht meinen kann, da dies nicht der Sinn eines Ethnologiestudiums ist und Kapazitäten begrenzt sind; außerdem nicht meinen soll: „Wenn sich berufliche Tätigkeitsfelder und ihre Qualifikationsanforderungen sehr schnell und unvorhersagbar wandeln, wächst angesichts der langen Ausbildungstakte der Hochschulen die Gefahr der Fehlusbildung, wenn die Fächer berufsbezogener konzipiert wären.“ (Schöndorf 1999: 4).

<sup>262</sup> Schöndorf 1999:6.

„Das 1998 novellierte Bayerische Hochschulgesetz schreibt den Hochschulen inzwischen vor: „Sie fördern in Zusammenarbeit mit der Wirtschaft und der Arbeitsverwaltung den Erwerb von Zusatzqualifikationen und –fähigkeiten, die Hochschulabsolventen den Übergang in das Berufsleben erleichtern. Die Hochschulen fördern die Verbindung zu ihren Absolventen.“<sup>263</sup>

Bei den meisten der Befragten bestand auch trotz der Kritik oft noch Interesse an den aktuellen Entwicklungen des Institutes.

Zur Förderung von Kontakten gäbe es noch einige weitere Möglichkeiten; am meisten profitieren würden das Institut und seine Studenten (neben dem eben genannten) sicherlich von institutionalisierten Kontakten zu potentiellen Praktika- bzw. Arbeitgebern aller Art, wie dies in Punkt 3.6.4.2 angedeutet wurde.

Jedes Engagement in den eben genannten Bereichen bleibt jedoch ohne Erfolg, wenn es von studentischer Seite nicht angenommen wird. Gerade in den ersten Jahren des Studiums neigen Studierende – so auch einige Absolventen – dazu, Fragen über das ‚Danach‘ zu verdrängen oder zu bagatellisieren. Angesichts der zuvor dargestellten Ergebnisse dieser Arbeit wäre dies allerdings höchst unklug. Vielmehr sollte man sich frühzeitig über die eigenen Wünsche, Fähigkeiten und Ziele Gedanken machen, um entsprechende Wege einschlagen zu können, indem z.B. entsprechende Nebenfächer gewählt, Auslandsaufenthalte vorbereitet und Praktika absolviert werden oder darüber nachgedacht wird, ob man mit seinen Interessen evtl. an einer anderen Universität oder in einem anderen Fach besser ‚aufgehoben‘ wäre.

Die Chancen für Ethnologieabsolventen ihren Platz am Arbeitsmarkt zu finden, sind nicht besser oder schlechter als für andere Hochschulabsolventen – wenn sie sich frühzeitig auf den Einstieg in das Erwerbsleben vorbereiten und der „Welt voller Möglichkeiten“ aktiv und kreativ begegnen.

---

<sup>263</sup> ebd.



## 5. Literatur

- ALHEIT, Peter; DAUSIEN, Bettina: Arbeitsleben. Eine qualitative Untersuchung von Arbeiterlebensgeschichten. Frankfurt am Main/New York: Campus Verlag, 1985.
- ANTWEILER, Christoph: Ethnologie als gesellschaftlich relevante Humanwissenschaft. ZS für Ethnologie 123 1998, S. 101-141. Berlin: Reimer Verlag, 1999.
- BAUR, Nina: Die biographische Methode. Ein Verfahren zur qualitativen Analyse individueller Verlaufsmuster in den Sozialwissenschaften. Bamberger Beiträge zur empirischen Sozialforschung. Bamberg: Otto-Friedrich-Universität, 2003.
- BOLLIG, Michael; BRUMANN, Christoph: Ethnologen im Beruf: Eine Untersuchung des Kölner Instituts für Völkerkunde. (o.J.) Online verfügbar: <http://www.uni-koeln.de/phil-fak/voelkerkunde/lehre/Chancen.html> (07.01.02).
- FISCHER, Hans: Wege zum Beruf. Möglichkeiten für Kultur- und Sozialwissenschaftler. Berlin: Reimer Verlag, 1988.
- FLICK, Uwe: Qualitative Forschung. Theorie, Methoden, Anwendung in Psychologie und Sozialwissenschaften. Reinbeck bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag, 1995.
- FREY, James H.; KUNZ, Gerhard; LÜSCHEN, Günther: Telefonumfragen in der Sozialforschung: Methoden, Techniken, Befragungspraxis. Opladen: Westdt. Verlag, 1990.
- HAGMANN, Hans-Peter: Ethnologie als Thema in der Öffentlichkeit. Analyse der Präsentationsformen in Massenmedien und Diskurs zur zeitgemäßen Vermittlung in der Erwachsenenbildung. Mundus Reihe Ethnologie Bd. 84. Bonn: Holos Verlag, 1995.
- LUGE-ERHARDT, Birgit; VON ITTER, Marc; SÖKEFELD, Martin: Vom Studium in den Beruf. Ergebnisse einer Befragung der Absolventen des Studiums der Ethnologie an der Universität Hamburg. Hamburg: 2001.
- LUTZ, Ronald: Kulturanthropologie und Erlebnispädagogik. In: Greverus, Ina-Maria: Kultur als Beruf: kulturanthropologische Praxis nach dem Examen. Frankfurt am Main: Institut für Kulturanthropologie und Europäische Ethnologie, 1991 (S. 83-96).
- MAYRING, Philipp: Einführung in die qualitative Sozialforschung. Eine Anleitung zu qualitativem Denken. München: Psychologie Verlags Union, 1999.
- MISKA, Rosemarie: Das Ferne liegt so nah. In: Greverus, Ina-Maria: Kultur als Beruf: kulturanthropologische Praxis nach dem Examen. Frankfurt am Main: Institut für Kulturanthropologie und Europäische Ethnologie, 1991 (S. 73-79).
- LANGE, Bastian; VON ITTER, Marc; SCHRÖR, Thomas (Hrsg.): Kursbuch Ethnologie und Beruf. Marburg: Curupira, 1998.
- RÖMHILD, Regina: Die eigene und die fremde Wissenschaft. Subjektive anthropologische Erfahrungen mit der Psychologie. In: Greverus, Ina-Maria: Kultur als Beruf:

kulturanthropologische Praxis nach dem Examen. Frankfurt am Main: Institut für Kulturanthropologie und Europäische Ethnologie, 1991 (S. 161-176).

SAAM, Nicole J.: Einführung in die Statistik. Sitzung 11, Stichproben und Auswahlverfahren. (o.J.) Online verfügbar: [www.sowi.uni-mannheim.de/lehrstuehle/lessm/veranst/sfp/sfp\\_folien\\_11.pdf](http://www.sowi.uni-mannheim.de/lehrstuehle/lessm/veranst/sfp/sfp_folien_11.pdf) (15.05.03).

SCHIERHOLZ, P.; SCHWARZER, E.: Berufsorientiert studieren. Tips und Ratschläge zum Erwerb überfachlicher Qualifikationen. Institut für Ethnologie der Freien Universität Berlin, 1991.

SCHÖNDORF, Marion: Münchner Mentorenmodell. Ergebnisse eines Pilotprojektes an der Ludwig-Maximilians-Universität München. Heft 3 der Schriftenreihe des Instituts Student und Arbeitsmarkt. München, 1999.

WITZEL, Andreas: Das problemzentrierte Interview. In: Jüttemann, Gerd (Hrsg.): Qualitative Forschung in der Psychologie. Weinheim; Basel: Beltz Verlag, 1985 (S. 227 –255).

WITZEL, Andreas: Auswertung problemzentrierter Interviews: Grundlagen und Erfahrungen. In: Strobel, Rainer: Wahre Geschichten? Zur Theorie und Praxis qualitativer Interviews. Baden-Baden: Nomos Verlag, 1996 (S. 49-75).

## **6. Anhang**

### **Anhang 1**

#### **LEITFADEN**

##### **Intervieweinleitung:**

Das Projekt, Datenschutzerklärung etc., Fragen

##### **Einstiegsfrage: Warum haben Sie angefangen, Ethnologie zu studieren?**

- Wieso München/in München geblieben (NC, Latinum...)
- Mit welchen Vorstellungen und Zielen sind Sie ins Studium gegangen?
- Haben Sie bei Studienbeginn schon darüber nachgedacht, was Sie später mal mit Ihrem Studium anfangen wollen?
  
- 

##### **Erzählgenerierende Frage:**

**Könnten Sie mir mal beschreiben, wie Ihr Ethnologie-Studium dann so abgelaufen ist?**

##### **Unterfragen**

- (1) Was waren Ihre Schwerpunkte in Ethnologie (regional, inhaltlich), wie haben sich die ergeben?
  - (2) Nebenfächer – wie haben sich die entwickelt – NF-Hopping? → Auswirkungen  
- NF zum Zeitpunkt des Magisterabschlusses
- 

- (3) Haben Sie während des Studiums gearbeitet (z.B. Praktika, jobben)?  
(was/während dem Semester/nicht/Stunden/Dauer, Auswirkungen; Must zur Studienfinanzierung etc. oder nur für zusätzliche Annehmlichkeiten?)
- (4) Haben Sie während Ihres Studiums Auslandsaufenthalte absolviert?  
Wo? Wie lange? Für Studium, Feldforschung, anderer Zweck?
- (5) Wieviel Zeit verging vom letzten Schein bis zur Anmeldung zum Magister?
- (6) Haben sich Ihre (Berufs-)Ziele/Ihre Motivation im Laufe des Studiums geändert? Inwiefern? Wieso?
- (7) Ab wann haben Sie sich Gedanken gemacht, was nach dem Studium passieren soll?

-----  
(8) Wenn Sie Ihr Ethnologie-Studium aus heutiger Sicht bewerten, was war sinnvoll?

(9) Und was war eher negativ / sinnlos? (Zeitverlust...)

(10) Was hat gefehlt?  
-----

(11) Haben Sie neben dem Abitur und Ihrem Magister in Ethnologie noch andere Abschlüsse (Lehre, Promotion?) – wenn ja, welche, wann, wo, wieso,

(12) Haben Sie während oder nach Ihrem Studium Zusatzqualifikationen erworben (Sprachen, EDV-Kurse, journalistische Tätigkeit...)

***Darauf aufmerksam machen, daß es jetzt um den Teil geht, der nach dem Studium liegt und daß hier auch Promotion, Arbeitslosigkeit, ehrenamtliche Tätigkeiten und Beschäftigungen, die gleichzeitig ausgeführt werden interessieren***

**Wie ist es dann nach dem Ethnologie-Studium weitergegangen?**

**Bisherige berufliche Stationen:**

Dazu zählen auch Promotion, Forschungsaufenthalte etc.; Forschungsanträge/-finanzierungen!

**Erste Stelle nach dem Studium**

(15) Tätigkeitsbezeichnung bzw. Inhalte der Tätigkeit  
(Arbeitgeber? Wo?)

(16) Bestand bei dieser Tätigkeit noch ein Bezug zum Ethnologie-Studium?  
Inwiefern?

(17) Wieso keine ethnologienähere Tätigkeit?

(18) Wie haben Sie diese Stelle gefunden?  
Bewerbung auf Stellenanzeige, Initiativbewerbung, persönliche Kontakte (Familie, Praktika, Reisen...), sonstiges (z.B. Stelle selbst geschaffen)

-----  
**Wie ging es dann weiter? (Alle anderen Stellen im gleichen Verfahren)**

(19) Zu den jeweiligen Tätigkeiten ergänzen:

Wie hoch war Ihr Netto-Einkommen? Benötigten Sie noch andere Einkommensquellen? Welche?

Art des Arbeitsverhältnisses:

Angestellter, Freie Mitarbeiterin, Gelegenheitsjobs, Sonstiges (z.B. Stipendium)

Befristung der Tätigkeit? Macht Ihnen das etwas aus?

Vollzeit, Teilzeit?

---

Nach der momentanen Stelle

- (20) Wie ist Ihr Hochschulabschluss in Ethnologie bei der Stellensuche bewertet worden (bei fachfremden Tätigkeiten)? Wie haben sich Praktika oder Auslandsaufenthalte ausgewirkt? (eher genutzt oder eher geschadet, formale/fachliche Voraussetzung, thematische/regionalen Schwerpunkte relevant)
  - (21) Welche Fremdsprachenkenntnisse haben Sie und welche können oder konnten Sie beruflich anwenden?
  - (22) Hatte Ihre familiäre Situation einen besonderen Einfluß auf Ihre Entscheidung für bestimmte Tätigkeiten?
- 

- (23) Hat es Phasen gegeben, in denen Sie keine Arbeit hatten oder arbeitslos gemeldet waren? Wie oft? Aus welchen Gründen?
  - (24) Sind Sie zufrieden mit Ihrer momentanen Situation?
  - (25) Wie schauen Ihre beruflichen Zukunftspläne aus?
- 

- (26) Was haben Sie aus dem Studium mitnehmen können und was davon hat Ihnen im Arbeitsleben geholfen?
- (27) Welche Eigenschaften zeichnen Ethnologen Ihrer Meinung nach aus?
- (28) Würden Sie aus heutiger Sicht noch einmal Ethnologie studieren?  
Mit denselben Schwerpunkten?  
Mit denselben Nebenfächern?

Anhang 3

Datenschutzrechtliche Erklärung

Ich, \_\_\_\_\_, bin damit einverstanden, daß das Interview mit Frau Petra Byll auf Band aufgenommen und entsprechend der datenschutzrechtlichen Erklärung von Frau Petra Byll vom 5.8.2002 verwendet werden darf.

\_\_\_\_\_  
Ort, Datum

\_\_\_\_\_  
Unterschrift

Wenn Sie über das Ergebnis der Studie informiert werden wollen, geben Sie bitte Ihre aktuelle Adresse an:

\_\_\_\_\_

Ich möchte Sie bereits vorab um folgende Angaben bitten:

Geburtsjahr: \_\_\_\_\_

Art des Hochschulzugangs (1. oder 2. Bildungsweg): \_\_\_\_\_

Beginn des Studiums: \_\_\_\_\_

Abschluß des Studiums: \_\_\_\_\_

Zahl der Hochschulsesemester bei Abschluß: \_\_\_\_\_

Gesamtnote (MA): \_\_\_\_\_

Thema der Magisterarbeit: \_\_\_\_\_

\_\_\_\_\_